

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339429](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339429)

## Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

### Die Macht der Liebe.

(Ein Gleichniß zur Ermunterung.)

Eine freundliche reiche Frau, welche sich der Armen und Verlassenen in ihrer Vaterstadt liebend annahm, traf auf einem ihrer Gänge in der großen Stadt ein armes kleines Waisenkind, das heimathlos umherirrte. Sie nahm es mit nach Hause und führte es dort in die geräumige Vorhalle. Allein das Mädchen fühlte sich unter den ihm fremden Leuten sehr unglücklich und weinte bitterlich. Die Frau hatte drei eigene Mädchen, welche versuchten, mit der Fremden in ein freundliches Verhältniß zu kommen. Sie war aber äußerst schüchtern und erschrocken und wendete sich immer wieder weg.

„Es gibt ein Geheimniß“, sagte endlich die Mutter, „welches wohl wie ein Zauber auf das arme Kind wirken wird und es zu euch hinziehen, wenn ihr's findet. Dieses Geheimniß liegt in einem Worte mit fünf Buchstaben. Sehet nun zu, meine Lieben, ob ihr es nicht finden könnt.“

Die Kinder sungen an, nachzudenken, was es wohl sein möchte. Sie betrachteten ihre liebsten Spielsachen, ob sie wohl unter diesen die Antwort finden würden. Endlich sagte das älteste Töchterlein: „Ich hab's gefunden“, „Puppe“ ist ein Wort mit fünf Buchstaben. Ich will's einmal mit meiner neuesten Puppe versuchen, die ich zu Weihnachten empfangen habe.“ Sie holte dieselbe herbei und versprach dem fremden Mädchen, sie wolle sie ihm geben, wenn es mit ihr in das Wohnzimmer gehe. Aber die Kleine wendete sich weinend ab von dem prächtigen Spielzeug.

Nun sagte die zweitälteste Tochter: „Das Wort „Kleid“ hat auch fünf Buchstaben; „vielleicht ist's das.“ Sie holte rasch ein neues nettes Kleid, das sie ebenfalls zum Christkindel erhalten und zeigte es dem fremden Mädchen. Doch dieses blickte nur schein auf das kostbare Gewand.

Jetzt kam die Reihe an das jüngste Töchterlein, die liebliche Hulda. Allein die wußte nicht, was sie thun sollte, und dennoch wollte sie die Probe machen. Sie schaute freundlich auf das arme Kind und fühlte herzliches Mitleid mit ihm. Endlich setzte Hulda sich neben die Weinende und weinte mit ihr. Sie nahm die Hand des unglücklichen Kindes in die ihrigen und streichelte sie. Dann sagte sie sanft und liebevoll: „Weine nicht mehr, meine Liebe! Niemand wird dir etwas zu leid thun. Wir möchten dich Alle lieb haben und dir Gutes erweisen.“ Damit legte sie

ihren runden Arm um den Hals des Waisenkindes, zog es an sich und gab ihm einen lauten und satten Kuß.

Jetzt erst hörte das Mädchen auf zu weinen, sah ihre neue Freundin zuerst ernst, dann zutraulich an, wischte die Thränen ab und sagte lächelnd: „Mit dir will ich gerne gehen.“

Hulda nahm die getröstete Waise bei der Hand und führte sie in's Wohnzimmer. „Nun, meine lieben Kinder,“ sprach die Mutter, „Hulda hat das Geheimniß gefunden. Die fünf Buchstaben, welche ich meinte, bilden das Wort „Liebe“. Die Liebe ist stärker als alles in der Welt!“

### Nur Ein Tag nach der Hochzeit.

In einem Gebirgsdorfe das, weil von ergiebigen Gruben umgeben, meist von Bergleuten bewohnt war, wurde Hochzeit gefeiert. Beim Ausgang aus der Kirche, woselbst die Trauung stattgefunden, brehete sich der Bräutigam, ein roher, gottloser Mensch, auf dem Absatz herum und rief höhnißch, nach dem Gotteshaus deutend: „Heute bin ich zum letzten Male hier gewesen!“ — Der Hochzeitstag ging lustig vorüber, und am andern Morgen begab sich der junge, nunmehr verheirathete Bergmann, ganz munter und guter Dinge zur Arbeit, mit dem Bescheid, pünktlich zum Nachtessen heimzukehren; für sein Mittagessen nahm er etwas Vorrath mit, denn die Grube lag ziemlich weit vom Dorfe.

Die junge Frau hat die Mahlzeit zur bestimmten Stunde bereit, aber ihr Mann ist noch nicht erschienen; sie wartet, allein er kommt nicht. Besorgt späht sie die Straße entlang. Endlich sieht die ängstlich Harrende einen Wagen langsam von der Anhöhe herangefahren kommen, der immer mehr und mehr sich nähert. Just vor ihrem Hause hält er still. Die auf dem Wagen sitzenden Bergknappen steigen ab, heben einen schweren, verhüllten Gegenstand lautlos und behutsam herunter, tragen ihn in die Stube, legen ihn sachte nieder und nehmen die Hülle weg. Es ist der gestrige Hochzeiter, bleich und todt! Ein Felsenstück war im Schacht herabgefallen und hatte ihn zerschmetter! —

Am dritten Tage wurde der junge Bergmann begraben und, nach Landesbrauch, stand sein Sarg in der Kirche vor dem Altar. Vier Tage darauf, nachdem er jenes gotteslästerliche Wort

in frechem Uebermuth gesprochen hatte, war er also dort, wohin er niemals wieder hatte kommen wollen!

### Der blinde Geiger.

Er steht am Fenster

Und geigt —

Am Morgen, wenn der Sonne Schein  
Mit Glanz erfüllt sein Kämmerlein,  
Und Alles an die Arbeit geht;  
Ob Niemand auch sein Leid versteht,  
In Tönen klagt er's, weich und zart.  
Mit ernstem Kopfschneigen.  
So jung und blind: ach Gott, wie hart!  
Doch, Anmuth ziemt nur einem Geigen —  
Sein einzig Glück ist Geigen.

Er steht am Fenster

Und geigt —

Am Mittag, wenn der Sonne Pracht  
Vom wolkenlosen Himmel lacht  
Und Jeder gern ein Stündlein ruht,  
Da spielt er wieder wohlgemuth  
Sich selbsterdachte Weisen vor  
Und manchen muntern Reigen,  
Dieweil der Frühlingsvögel Chor  
Im Gärtchen jubelt in den Zweigen —  
Sein größtes Glück ist Geigen.

Er steht am Fenster

Und geigt —

Am Abend, wenn der Sonne Glanz  
Entschwunden aus der Kammer ganz,  
Und Mädchen singen vor dem Haus,  
Da seufzt er still und horcht hinaus:  
Für ihn ist's leider doppelt Nacht.  
Und wenn sie draußen schweigen,  
Da greift er in die Saiten sacht  
Und spielt so traurig und so eigen —  
Sein einzig Glück ist Geigen.

E. S.

### Ein nasser und kalter Empfang.

In dem Städtchen Schwarzenborn, in einem der kleinen deutschen Fürstenthümer gelegen, trug sich einmal, versteht sich vor langen Jahren, folgendes lustige Stücklein zu: Auf einer Rundreise durch sein Land beabsichtigte der von seinen Unterthanen allgemein geliebte und verehrte Fürst auch Schwarzenborn zu besuchen, und ließ daher, durch seinen Geheimschreiber, dem Gemeinderath seine bevorstehende Ankunft melden, doch mit dem ausdrücklichen Wunsche, daß, bei seinem Erscheinen im Städtchen, durchaus kein feierlicher Empfang stattfinden möge, nur eine kleine Erfrischung würde ihm willkommen sein. Diese landesherrliche Willensäußerung verursachte den guten Schwarzenbornern nicht geringes Kopfbrechen. Auf die Ehrenpforten, Blumenge-

winde, nebst Festjüngfern, hätten sie ja gern verzichtet, wenn nur herauzubringen gewesen wäre, was der gutmüthige Fürst mit seiner gewünschten „kleinen Erfrischung“ eigentlich meinte. In mehreren Gemeinderathssitzungen wurde die schwierige Frage lang und breit besprochen, allein die Vertreter des Städtchens konnten nicht einig darüber werden. Dem verlegenen und unschlüssigen Bürgermeister, welcher daheim von der für ihn höchst wichtigen Angelegenheit gesprochen, gab seine kluge Hausfrau einen rettenden Wink: „Was seid ihr doch für vernagelte Männer,“ sagte sie lachend; „denkt ihr denn gar nicht daran, daß unser Landesherr wohlbeleibt und torpulent ist, und wir alleweil in den Hundstagen leben! Seine Hoheit wollen bestimmt hier in Schwarzenborn eine kleine Abkühlung finden und wieder frisch und kühl werden in der argen Hitze!“ — „Richtig, liebe Frau,“ freute sich der Bürgermeister, „du hast den Nagel auf den Kopf getroffen! Ja, ja, so ist's, und nun weiß ich auch schon was wir machen müssen: Wir thun die große Feuerspritze heraus; das wird eine „kleine Erfrischung“ geben, ganz nach des Fürsten höchst-eigenem Wunsche!“ . . .

Der Tag der landesherrlichen Ankunft war erschienen und die gemuthete Einwohnerschaft Schwarzenborns auf dem Marktplatze versammelt, woselbst, im einzigen Gasthof des Städtchens, das Absteigequartier für den Fürsten bereitet worden. In geringer Entfernung von der harrenden Menschenmenge, mitten auf der Straße, stand, wohlgefüllt und mit den kräftigsten Männern zum baldigen Dienste besetzt, die große Feuerspritze, oben auf, der Bürgermeister, zum Kommando bereit. „Aber, das sag' ich euch, ihr Männer,“ ermahnte er wiederholt die Spritzenleute, „daß ihr nicht eher loslasset, als bis ich kommandire: Fertig! Los! und daß ihr nur recht genau zielt!“ . . .

Endlich, nach Stunden, gespannten Harrens, eilten athemlos die ausgestellten Fosten heran, laut rufend: „Er kommt, er kommt!“ Und er kam auch. Pehaglich in die Kissen des offenen Wagens gelehnt, seine Meerschaumpfeife rauchend und mit dem ihm gegenüber sitzenden Adjudanten sich unterhaltend, war der Landesherr auf dem Marktplatz angelangt, auf vierzig Schritte Entfernung von der Spritze. Die Glocken läuteten, die Häupter entblößten sich und donnernd erschallte der Jubelruf: „Vivat hoch, drimal hoch! Unser Landesvater soll leben!“ Mitten im Hochrufen kommandirt das Oberhaupt des Städtchens: „Fertig! Los!“ Und es ging „haidebritsch“ los, als ob sich, wie zur Zeit der Sünd-

stuth, die Schleißen des Himmels hätten aufge-  
than. Wasserstrahl auf Wasserstrahl traf, gut  
gezielt, den nichts Böses ahnenden Fürsten. Im  
Handumkehren glich die Kutsche einer bis zum  
Ueberlaufen vollen Wanne; die erfrischende Ab-  
kühlung war aber auch aus dem H! Vor  
Schrecken starr und unter dem Wasserhülle  
fast erstickend, konnte der also Bewillkommte nur  
mit Mühe stöhnen: „Herum, Rutz her, herum!“  
Wie ein Kreisel, „Dopf,“ drehte sich das fürst-  
liche Gefährt und sauste blitzschnell davon. Der  
Bürgermeister aber rief: „Bravo, ihr Männer!  
Von vorn hat er genug, jetzt hinten drauf!“  
Die Schwarzenbörner aber schwenkten die Hüte  
und jubelten wie toll dem Flüchtlinge nach:  
„Hurrah, unser Landesherr soll leben hoch, und  
noch einmal hoch und abermals hoch!“

Welch fürstliches Gnadengeschenk die Schwar-  
zenbörner zum Andenken an diesen nassen und  
kalten Empfang erhielten, davon schweigt die  
Chronik.

#### Bestrafter Frevler.

Dem in einer medizinischen Zeitschrift ver-  
öffentlichten Berichte des praktischen Arztes,  
Dr. Cron, zu Kaiserslautern, drunten in der  
Pfalz, ist nachstehende, höchst inhaltschwere Be-  
gebenheit im Auszug entnommen Möge sie ein  
warnendes Beispiel sein für leichtsinnige Frevler!

In der Neujahrsnacht von 1873 auf 74 ging  
der Schreinergefelle Koppa, ein wegen seiner  
Frevheit bekannter und gefürchteter Bursche,  
beim Vorüberziehen am Kirchhofe, mit mehreren  
Kameraden um einige Schoppen Bier die Wette  
ein, daß er über die Mauer in den Gottesacker  
eindringen, dreimal um den sogenannten „Fran-  
zosenstein“ herumgehen und dabei dreimal so  
laut, daß die Außenstehenden es hören müßten,  
Gott und den Teufel, wenn's solche gäbe, auf-  
fordern werde, ihn zu holen. Dieser „Franzosen-  
stein“ ist ein in der Mitte des Friedhofs den  
unter Napoleon I. gefallenen, aus Kaiserslautern  
gebürtigen Kriegerin, errichtetes Denkmal. —  
Der verwegene Frevler führte seine prahlerische  
Wette, zum Schrecken der durch das Gitterthor  
hindurch sich davon überzeugenden Kameraden,  
wirklich auch aus! Beim dritten Umgang um  
das Monument aber nahmen sie wahr, wie  
Koppa's Stimme plötzlich erstickte und er eiligt  
nach der andern Seite des Kirchhofs davon-  
rannte. Um die Mauer herum ihm entgegen  
gehend, fanden sie ihn bereits außerhalb, voller  
Entsetzen, bleich, zitternd, ohne Kopfbedeckung,  
mit zu Berg stehenden Haaren, kaum im Stande,  
einige Worte zu stammeln. Sie brachten den

Unglücklichen nach Hause. Dort fand er Sprache  
und Besinnung wieder und wollte, um sich zu  
erleichtern, seiner schlafenden Mutter das Vor-  
gefallene erzählen. Diese aber, eine brave, recht-  
schaffene Frau, wehrte davon ab und wollte jetzt  
nichts hören. Allein des andern Tags, als ihr  
das anhaltend veränderte Wesen ihres Sohnes,  
seine fortwährende Stille, Blässe und sehr geringe  
Erlust auffiel, forschte und erfuhr sie, außer dem  
bereits schon Erzählten, daß der Frevler bei der  
dritten Aufforderung sich plötzlich am linken Arm  
festgehalten fühlte, daß ein unbeschreiblicher  
Schrecken ihn erfaßte, der ihm allen Muth ge-  
nommen habe, sich umzusehen und sich zu über-  
zeugen, wer oder was ihn am linken Arm fest-  
halte; einen Augenblick habe er stille gestanden  
und sei dann, als er fühlte, daß er nicht mehr  
gepackt werde, in namenloser Bestürzung davon-  
gelaufen. Im Begriffe, die Mauer zu über-  
steigen, habe er sich hinten am Rock abermals  
angehalten gefühlt und sein Hut sei ihm vom  
Kopfe gerissen worden. Die Erinnerung an das  
Erlebte verfolge ihn seitdem Tag und Nacht,  
raube ihm Ruhe und Schlaf, allen Appetit und  
jegliche Lust unter die Menschen zu gehen, auch  
fühle er sich oft wieder am linken Arm angefaßt  
und verspüre dran einen beständig auf- und ab-  
rieselnden Kälteschauer. —

Also lauteten die übereinstimmenden Angaben  
Koppa's selbst, seiner Mutter, seiner Kameraden  
gegenseitig und gegen seine Familie, gegen die  
Polizei, vor mir, dem Arzte, und vor dem ihn  
besuchenden Pfarrer vor seinem Ende.

Nun erzählt der theilnehmende Doktor um-  
ständlich, wie er Mitte Februar den Kranken, zu  
dem ihn die Mutter gerufen, getroffen habe;  
wie er zuerst geglaubt, daß derselbe am Rothlauf  
am Arm leide, dann aber sich herausgestellt  
habe, daß sich der Scorbut, oder Scharbock,  
eingestellt, der nach und nach seinen Gang durch  
alle Glieder des Körpers genommen habe,  
was einen aashaften Gestank verbreitete. „Am  
16. Tage“, berichtet Dr. Cron, „wurde Patient  
unbesinnlich, lallte, bewegte seine Glieder auf-  
fallend schwer, stöhnte viel und laut, und jetzt erst  
hörte ich von der auf's Neueste geängstigten  
Mutter die ersten Erzählungen von jenem Kirch-  
hofsauftritt. Anfänglich wies ich, theils zum  
Trost der unglücklichen Frau, theils noch aus  
Mangel an Ueberzeugung eines Zusammen-  
hanges, einen solchen zurück und schob alle Ur-  
sache auf die Beschaffenheit des ganz feuchten  
Schlafzimmers, ihrem Einwand entgegenhaltend,  
daß gewiß noch wenigstens Spuren von Scorbut  
auch bei der übrigen Familie nachkommen wür-

den. (Merkwürdigerweise geschah dies nicht, trotzdem daß die Krankheit ansteckend ist und noch fünf Personen mit dem Patienten in der gleichen Stube geschlafen hatt'n.) Am 20. Tage war auch der Angriff auf's Gehirn überstanden. Der Kranke wurde am 22. Tage von zunehmender Athemnoth befallen; am 23. glaubte derselbe zu ersticken. Es war in der Ausdehnung der beiden ganzen Lungen massenhaftes Rasseln zu hören, das Athmungsgeräusch wurde so laut, daß man den Patienten auf der Straße röcheln hörte, und das Haus fast beständig von Neugierigen umstellt war. Zeitweise sammelte derselbe alle seine Kraft und warf immer über einen halben Schoppen theils braun, theils hochroth gefärbten, blutwässerigen Auswurf aus." —

„Wie vorher das Ansehen, so war jetzt das Anhören des Patienten ein gräßliches; dabei war ein namenloses Entsetzen im Gesicht ausgebrückt; er verlangte nun den Geistlichen und bekannte ihm den ganzen nächtlichen Vorfall. Derselbe äußerte, mir gegenüber, daß er nie einen Sterbenden mit größerer Todesfurcht und Seelenangst getroffen habe, als diesen.“

Endlich, nachdem die furchtbare Krankheit nach und nach den ganzen Körper durchzogen, schildert der Arzt, wie der linke Arm auf's Neue anschwell, „färbte sich aber“, fährt er fort, „diesmal nicht hochroth, sondern schmutziggelblich. Am nächsten Tage war der ganze Arm bis zu den Fingerspitzen gleichmäßig schwärzlich bräunlichroth und teigig angeschwollen; gleichzeitig wurden die beiden Unterschenkel stellenweise befallen; es kam aber hier nicht zu so hochgradigen Erscheinungen. Der Arm jedoch bedeckte sich mit brandigen Blasen, die eine bräunliche Flüssigkeit enthielten. Vom 38. Tage an schwoll und trocknete derselbe ab; die Haut ließ sich in trockenen schwarzen Fetzen abziehen; der Patient versiel in Todeschlummer; der Arm vertrocknete. Am 40. Tage der Erkrankung, am 35. meiner Beobachtung, hauchte der Mensch seine gemarterte, gefoltete Seele aus!“

„Kein Wunder“, so schließt Dr. Cron seinen Bericht, „daß dieser Fall das größte Aufsehen in der ganzen Bevölkerung erregte; beständig war das Haus von Neugierigen aufgesucht, die den vom Teufel Gefassten sehen oder hören wollten, so daß die Polizei sowohl zur Konstatirung des Thatbestandes, als zum Schutz der Angehörigen des Patienten, requirirt werden mußte. Natürlich war es im Volksmunde „des Teufels Brührung, die den linken Arm verdorren“ ließ, und unzweifelhaft war es Gottes gerechte Strafe, die den Gotteslästerer seinen

Frevel nach solchen Martern mit dem Leben büßen ließ. Sein Begräbniß lockte eine zahllose, nie gesehene Menge Neugieriger an, denen der schon erwähnte Geistliche die Schamröthe in's Gesicht jagte mit der Aufforderung: „Wer sich frei fühlt von Schuld und Fehl, der werse den ersten Stein auf diesen reinigen Sünder!“ —

Auch wir können nicht anders, liebe Leser, als in diesem ersten Vorfall das Walten des heiligen Gottes erkennen, der im zweiten Gebote uns sagt: „Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht“, und das fordert uns zu dem unumwundenen Bekenntnisse auf: „Siehe das ist Gottes Finger!“ Dazu kommt, daß auch die Familie, und vor allem der unglückliche Kranke selbst, unter dem Einbruche eines „Gottesgerichtes“ sich befanden. Ohne uns bei den Mittelursachen aufhalten zu wollen, ist und bleibt uns die Hauptfache, daß dem Frevel eine Heimsuchung, so zu sagen, auf dem Fuße folgte. Und wenn wir nun noch schließlich glauben dürfen, wie der Seelsorger des Unglücklichen, wie die frommen Schweftern, welche ihn verpflegt, diese Ueberzeugung gewonnen, daß er bußfertig und in seinem Heiland verjöhnt gestorben sei, dann beten wir an die Wunderwege der Barmherzigkeit unseres Gottes, der hier das Gericht hinausgeführt hat zum Siege Seiner Gnade und der damit Allen, die noch frevelnd wider Gott stehen, zurufen läßt: „Suchet den Herrn, weil Er zu finden ist, rufet Ihn an, weil Er nahe ist! Der Gottlose lasse von seinem Wege und der Uebelthäter seine Gedanken, und bekehre sich zum Herrn, so wird Er sich seiner erbarmen, und zu unserem Gott, denn bei Ihm ist viel Vergebung.“ (Jesajas 55, 6 u. 7.) Irret euch nicht; Gott läßt sich nicht spotten!

#### Beim „Eisernen Mann“.

Der sechsjährige Belten, ein munteres und aufgewecktes Bublein, war noch niemals weit aus seinem in der Umgegend von Straßburg gelegenen heimathlichen Dorfe gekommen, und hatte doch großes Verlangen die „wunderschöne Stadt“ einmal von innen zu schauen, deren hohen, durchsichtigen Münsterturm er wohl schon von ferne, vom Reberg aus, entdeckt und bewundert hatte. An einem Freitag nun sollte sein sehnlicher Wunsch erfüllt werden. Die Eltern fuhren zu Markt und nahmen den Belten mit; doch wohlverstanden, nicht zum Verkaufen, denn sie hatten ihr Söhnlein gar lieb. Während nun die Mutter mit „Firnckäs“, Butter und Eiern in der „gebedkten Halle“ saß, führte der Vater den neugie-

rig sich Umschauenden durch die belebten Straßen, auch über den „Simpelmärkt“.

Bei der „Schwanenapotheke“ sagte der Vater: „Komm, Velten, ich will dir jetzt noch den „Ysere Mann“ zeigen, der ganz in der Nähe da steht, mit Helm und Harnisch und Spieß und einem Knebelbart, und gar finster und grimmig von seinem Fußgestell auf die Leute herabschaut. Du brauchst dich aber nicht vor dem Burtschen zu fürchten; du kannst ihm herzhaft einen guten Morgen bieten und fragen: Wie geht's, Ysere Mann? Er wird gewiß darob nicht unwirsch und sagt ganz bestimmt: Ni z! — Etwas zaghaft ging Velten mit seinem gutgelaunten, väterlichen Führer den kleinen Platz hinan und als nun Beide vor dem vielbefangenen Stadt- und landbekannten alten Kriegsmann standen, nahm der kleine 's Herz in die Hand, lüftete höflich sein Strohhütchen und rief laut: „Gute Morje, Ysere Mann! Wie geht's?“ erhielt aber natürlich, wie's der Vater, welcher gerne „e G'päßel“ macht, richtig prophezeit hatte, keine mürriſche Antwort, denn der bärtige Angeredete sagte: Ni z!

### Die Muttersprache.

(In Straßburger Mundart.)

Wer het denn syni Muedersprooch  
Mit herzli lieb un schätzt sie hoch?  
Wohl keiner, wott i wette!  
Viel fremdi Sprooche haw' i g'höert,  
Doch ich m'r teini so viel werth  
Als die, wo hie m'r redde!

Erſchallt im heiße-n-Africa,  
In un'rer Sprooch e „Gute Daa!“  
Wöcht 's Herz eim fast verspringe:  
Wie Glockeklang un Flöeteden,  
Wie sanfti Muſik, wunderschönen,  
Hört m'r in's Ohr ne dringel!

Wie fraidi streckt m'r do nit d'Hand  
Im Landsmann, — obglich unbekannt, —  
Ganz brüederli ergeije?  
M'r ſiht mitnander unter's Zelt;  
Un, wurd vom Schaß d'nooh verzählt,  
Thuet's eine heimzuezeije!

Worum sott unſer Muedersprooch,  
— Mier ich sie lieb, ich halt sie hoch, —  
Denn ganz un gar verſchwinde?  
M'r han sie so gered't als Kind,  
Un ſinn m'r jetzt au ernſter g'sinnt,  
M'r loon sie doch nit d'hinte!

Mier will sie halt nit uß'm Sinn,  
Drum mach so gern ich Verſle drinn,  
Vor andre Sprooche-n-alle:  
Es ich e Sprooch, die m'r verſteht,  
Die frank un frei ze Herze geht,  
In Fremde ſelbſt muetz g'falle!

Grob ich sie manchmool, nit ganz ſyn,  
Doch bringe m'r diß widder yn  
Wenn von d'r Bruſt m'r redde;  
Un häet e Jeder myni Sinn,  
Ze wäer's Vergnüßeje-n-un Gewinn  
Wenn drinn m'r ſinge ihäete!

B.

D. H.

### Geduldsrechnung.

Unterm 12. Mai 1886 hat der Kalendermann folgendes Schreiben erhalten, für dessen gefällige Zusendung er dem in Zahlen und Rechnungen gewiegten und wohlbewanderten Verfasser, einem alten, wackeren Straßburger, bestens dankt. Diese Zuschrift lautet:

Lieber Vate,

Sehr oft konsultire ich deinen Kalender, um die darin angegebene Länge eines jeden Tages im Jahr genau kennen zu lernen.

Da die Dauer der längsten Tage sich auf 16 St. 05 M.,

16 St. 05 M.,

beläuft, und die der kürzesten auf 8 St. 12 M.

8 St. 12 M.

so beträgt der Unterschied zwischen den längsten Tagen und den kürzesten:

7 St. 53 M.

Ich fand Kurzweil daran, monatsweise, die Zunahme und die Abnahme der Tage zu totalisieren; dieses Verfahren hat nachstehende Resultate ergeben, welche vielleicht ein geeignetes Plätzchen in deinem Kalender finden könnten.

Mit freundlichem Gruß,

J. F.

Die Tage nehmen zu:	Die Tage nehmen ab:
Dezember 0 St. 05 M.	Juni 0 St. 03 M.
Januar 1 " 04 "	Juli 0 " 58 "
Februar 1 " 34 "	August 1 " 36 "
März 1 " 49 "	Septemb. 1 " 46 "
April 1 " 41 "	Oktober 1 " 47 "
Mai 1 " 20 "	November 1 " 21 "
Juni 0 " 20 "	Dezember 0 " 22 "
7 St. 53 M.	7 St. 53 M.

So, dies wäre die höchst schwierige und komplizierte, aber auch sehr interessante Geduldsrechnung, welche, offenerzig gestanden, der grauköpfige Vate niemals gewagt hätte zu unternehmen, aus der guten Ursache, weil er von jungem auf weder Geschmaack noch Geschick hat für das ermüdende und abspannende Rechnungswesen. Viel leichter fällt's ihm, Verslein zu machen und alljährlich Schnurren und „Schnooken“ zu schreiben. In diesem Artikel ist er daheim und fühlt sich in seinem Element! Keiner soll höher fliegen wollen, als ihm die Flügel gewachsen sind, sonst wird er ausgelacht!

Höchst wunderbar und doch ganz natürlich.

(Mit einer Abbildung.)

Vor längeren Jahren bestieg, am letzten Advents Sonntag, ein Pfarrer bei Aberdeen, in Schottland, ganz ruhig und wohlgemuth die Kanzel, öffnete das mitgebrachte liturgische Gebetbuch, um die vorge schriebenen Gebete zu lesen, und bemerkte an der Stelle, wo das Gebet für den heutigen Sonntag stand, einen zusammengefalteten Zettel, den er für eine der Bekanntmachungen hielt, die ihm sein Diener, auf solche Weise, bevor er in die Kirche ging, einzulegen pflegte. Nach beendigtem Gebet öffnete er diesen Zettel und begann, in Gedanken mehr mit der zu haltenden Predigt beschäftigt, das darauf Geschriebene vorzulesen. Plötzlich hielt er inne, wurde todtessbleich, stand wie gelähmt und, nach einer langen Pause, sprach er kaum hörbar das Vater unser und verließ die Kanzel. Die Zuhörer waren ganz erschrocken; man rieth hin und her, was dem Pfarrer begegnet sein mag und einige der neugierigsten oder theilnehmendsten näherten sich dem Geistlichen und fragten ihn nach der Ursache seines Schreckens; aber er dankte ihnen ausweichend und kehrte in seine nahegelegene Wohnung eiligst zurück.

Dem Pfarrer war der Schrecken nicht zu verdenken, denn auf dem Zettel stand, als er ihn jetzt wieder aus dem mitgenommenen Gebetbuch herausnahm, mit großer deutlicher Schrift zu lesen: „Gestern, Samstag, Abends 10 Uhr, auf der Rückreise von Aberdeen, bin ich in geringer Entfernung vom Dorfe von Ihrem Todtengraber und dem Kirchendiener angehalten und ermordet worden. Mein Leichnam ist in dem Flusse begraben. Bitten Sie Gott für den armen unglücklichen Jeremias Bruns!“

Dieser Bruns nun war ein reisender Handelsmann von Aberdeen, den der Pfarrer sehr genau kannte, und der gewöhnlich bei dem Todtengraber, welcher zugleich Gastwirth im Dorfe war, einkehrte. Die ganze Sache schien dem Geistlichen so wunderbar und wichtig, daß ihm aller Appetit verging. Er ließ das Essen auf dem gedeckten Tische stehen, legte das Gebetbuch sammt dem unheimlichen Zettel an seinen Ort und begab sich hinaus in den Garten, um zu überlegen, was jetzt das Rathsamste sei zu thun. Bald kam er wieder in die Stube zurück und genoß etliche Bissen. Sodann ging er mit dem Gebetbuche zum Ortsrichter, erzählte demselben den wunderbaren Vorfall und überreichte ihm das zusammengelegte Papier, damit er sich selbst von der Sache überzeugen könne. Der Richter ent-

faltete das Billet und sagte ganz erstaunt zu dem Pfarrer: „Ei, Hochwürden, wie kommen Sie auf solche Gedanken? Kein einziger Buchstabe steht auf dem ganzen Blatte!“

Mehr noch als am Morgen war jetzt der bestürzte Geistliche wie vom Donner gerührt, wendete den Zettel um und um, rieb sich die Augen, doch nichts Geschriebenes war zu sehen. Trotzdem war's das nämliche Blatt Papier, denn er erinnerte sich genau, auf der Kanzel, im ersten Schreck, einen ängstlichen Strich mit dem Nagel des Daumens darüber gemacht zu haben und dieser Strich befand sich ganz deutlich auch auf dem unbeschriebenen Blatt. „Nun, es wird sich ja wohl ausweisen“, meinte schließlich der kopfschüttelnde Richter, „ob der Jeremias Bruns zu Hause ist oder nicht; bis wir solches erfahren haben, wollen wir die geheime Sache für uns behalten.“ —

Am folgenden Tage kam die Nachricht, der alte Jeremias sei noch immer nicht in Aberdeen angelangt und seine Familie sei deshalb in großer Angst und Sorge. Alle möglichen Nachforschungen fanden statt, allein er war nirgends aufzuspüren und doch hätte man ihn seit Samstag Abend sehen sollen, denn jedes Kind in der ganzen Umgegend kannte den freundlichen Handelsmann. Auch der Richter wurde nunmehr immer stugiger und ließ, obgleich er keinen Beweis hatte, doch zuerst den Todtengraber und dann den Kirchendiener rufen. Beide fragten trotzig: „Sollten wir des alten Jeremias Hüter sein?“ leugneten frech und hartnäckig und forderten endlich, man solle Kläger und Zeugen eines so schweren Verbrechens ihnen gegenüber stellen. In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und der alte Bruns wurde todt von zwei Fischern, welche den Leichnam in dem Flusse aufgefunden hatten, hereingebracht und vor den beiden Männern niedergelegt. Der Todte trug offenbar Zeichen gewaltsamer Ermordung am Schädel. Jetzt drang der Richter immer strenger und ernstlicher in die Angeklagten, und der Todtengraber forderte immer dreister Beweis oder Ehrenerklärung. Da bemerkte der Richter, daß der starre Blick des Kirchdieners unverwandt auf die linke, festgeballte Hand des Entseelten gerichtet war, und daß er wie bewußtlos seinen Rock gewaltsam aufriß. Des Leichnams verschlossene Hand wurde geöffnet und ein großer schwarzer Knopf, nebst einem Stückchen Tuch fiel heraus. Tuch und Knopf paßten vollkommen in den zer-rissenen Rock des Kirchdieners, und der Schuldige, also der That überführt, gestand sein und seines Gehülfsen graufiges Verbrechen!

kommt in dem  
 Ihnen auf  
 Buchstabe steht  
 er jetzt der  
 gerührt, mo  
 die Augen  
 den Tropfen  
 man er erin  
 im erden  
 dem Nagel  
 haben und  
 ich auch auf  
 es wird sich  
 ch der Kopf  
 es Drunk zu  
 es erfahren  
 für uns be  
 ist, der alte  
 erden an-  
 in großer  
 Nachfor-  
 gende auf-  
 t Samstag  
 in der gan-  
 Handel-  
 mehr immer  
 reis hatte,  
 ann den  
 tragisch:  
 der sein?  
 erten end-  
 eines so  
 der stellen.  
 für auf, und  
 ei Fischer,  
 aufgefunden  
 den beiden  
 og offenbar  
 Schädel.  
 und ernst-  
 botengröße  
 re Schreier  
 der Harre  
 nd auf die  
 ten gerichtet  
 nen Kopf ge-  
 herischste  
 schwarzer  
 fiel herab.  
 in den zer-  
 der Schül-  
 und sein und  
 a!



Höchst wunderbar und doch ganz natürlich.

Entsetzt stand nun der Pfarrer vor dem geheimnißvollen Ankläger in seinem Gebetbuche und wußte nicht, was er denken sollte. Ihm so wohl wie dem Richter ging die wunderbare Anklage und das noch wunderbarere Verschwinden der Schrift auf dem Zettel fast noch mehr im Kopfe herum als der Mord. Wie konnte der Todte schreiben? Wie kam das Papier in's Gebetbuch? Wie verschwanden auf einmal die ziemlich groß geschriebenen Buchstaben? Dem Pfarrer war's, als habe er dieselbe Schrift früher schon irgendwo gesehen, doch all' sein Nachdenken und Sinnen war umsonst; er konnte das schwierige Räthsel nicht lösen! —

In der Neujahrnacht nun saß der Geistliche, auf den andern Morgen seine Predigt studierend, beim Lampenschein in seinem Zimmer; da trat sein Hausknecht ganz stille herein und bekannte zögernd und verlegen, er könne die ihn drückende Last unmöglich in's neue Jahr mit hinüber nehmen: er habe den Zettel geschrieben! An jenem Samstag vor dem letzten Advent habe er in dem Wälbchen vor dem Dorfe auf seine Braut aus der nahegelegenen Meierei gewartet und, wegen des Mondscheins, sich in's Gebüsch versteckt. Auf diese Weise habe er den Mord mit angesehen und die beiden Mörder, als sie den Ermordeten in den Fluß geworfen, deutlich erkannt. In der größten Angst sei er heim gelaufen, ohne zu wissen was er nun thun solle. Sein Gewissen habe ihm geboten, Anzeige zu machen, aber die Angst, daß er nichts beweisen könne und daß man vielleicht ihn selbst für den Mörder halten würde, oder doch wenigstens ihn bestrafen könnte, weil er dem alten, überfallenen Manne nicht zu Hülfe gekommen sei, habe ihn wieder verhindert, seinen ersten Gedanken auszuführen, und er daher das Auskunftsmittel ergriffen, jenen Zettel zu schreiben und denselben dahin zu legen, wo der Herr Pfarrer ihn, wie er bestimmt wußte, gleich finden müsse. Als nun aber dieser so erschrocken aus der Kirche gekommen, wäre ihm, dem Hausknecht, bange geworden, und er habe beschwören den günstigen Augenblick, wo der Herr Pfarrer außergewöhnlich in den Garten gegangen, benutzt, das beschriebene Papier mit einem weißen, ebenfalls mit einem Nagelstrich bezeichneten Zettel zu vertauschen und denselben schnell in's Gebetbuch zu legen, just an die nämliche Stelle.

Ihre grauenhafte That büßten bald darauf die Mörder am Galgen!

### Witttag um zwölf Uhr.

(In Straßburger Manbart.)

Wenn's Sundaas isch, juchst so um d' Middelbaaszyt,  
Gehst m'r ze Stroßburg mit Genuß spaziere:  
'S isch d'r Mummert wo d'ichliche Burjer'slyt  
Im Buchch gewöhnli dytll Schawe spiere.

M'r stiftet heim. — Wie guet schmedt's iiveraal!  
'S sinn d' Hämnelqualle-n-us 'm Bäder-n-Offe!  
Grumbeere drunter, na, do hett m'r d'Wahl,  
Die sinn jo wajer fast im Fett veroffe!

Wott e Geruch! der macht eim Abbeditt!  
In's Köenigs Küche kann's nit besser schmede!  
M'r meint, in jedem Huus isch Hoodzyt hyl;  
'S wurd doch e Jed's sich nooch d'r Decket strede?

Au Schunke riecht m'r jekt un Büess'lemood;  
Wie kojcher schmedt's! G'schwind d'Naas rächt voll-  
genumme!

Do isch kein Mangel un kein Hungersnooth,  
Denn d'Gasterei wurd Viele wohlbekumme!

Hanna! diß isch kein Dings wo d'Nas nit freist,  
Kein Gambelmueß! Nein, ächter G'sundheitsknaster!...  
He, Zumfer, siät! Nit daß Sie sich verajst  
Un sulpert gar un schmyßt Ihr Platt uff's Pflaster!

Sie wäer nit d'Erst! Un doch, wie Sünd un  
Schad!

Wenn Sie so dumm Ihr Esse-n-an däet richte!  
Diß wäer, myn Sechs, e gar ze schlächter Staat,  
Un käem Sie heim, ze gäeb's fatali G'sichte!...

Jetzt läeje do! Wie wirft der Handwerksburscht  
Uff's kojcher Esse grüt syni Aue!  
E Schoppe Bier, e Sumbrod un e Burscht  
Soll er for syne Sundaaschmuus verdaue!

Syn Geld isch rar. Na, Landsmann, komm Er mit!  
M'r decke-n-Zimm von Herze gern e Deller;  
Ken Sparrjemente doch! Föderst Er sich nit,  
Un häett Er au im Sack kein rothe Heller!

Denn s' isch e Pyn, het m'r de Buchch so leer,  
De Qualle-n-un de Schunke noochjeschawe;  
'S trybt Wasser eim in's Muil un 's Herz wurd schwer,  
Bekummt m'r nit d'r von in syne Maue!

(1842.)

D. S. B.

### Der Hund des Blinden.

Aus Belford, in England, wird berichtet, daß dort ein blinder Herr lebt, der wegen seiner Geschicklichkeit in allerlei Arbeiten, wie sie die Blinden häufig zum Verwundern lernen, überall bekannt ist. Er kennt die Wege in der Umgebung seines Hauses und auch in der nächsten Umgebung ziemlich genau; doch hat er für Nothfälle einen großen Pudel, Biol genannt, den er an einer Schnur vor sich hergehen läßt. Vor längeren Wochen nun machte dieser blinde Herr einen Gang, etwas über eine Stunde weit, und da er

den Weg ganz genau wußte, so ließ er seinen Pudel frei laufen. Er kam nun an eine Stelle, wo der Fußweg, den er benützte, sich abwärts zog gegen den Fluß hin und wo sich ein Schlagbaum befindet, über welchen jedoch der blinde Spaziergänger schon öfters geklettert war, um seinen Weg fortzusetzen. Schon bevor er an den Schlagbaum kam, hörte er seinen Viol winseln und konnte wohl unterscheiden, daß es weder ein Laut der Freude noch des Schmerzes sei und dachte, es könnte wohl irgend eine Gefahr in der Nähe sein. Er ging deshalb sehr vorsichtig auf den Schlagbaum zu, indem er mit seinem Stock den Weg genau untersuchte. Kaum hatte er aber den Schlagbaum überstiegen, als der Hund ein ängstliches Heulen hören ließ, seine Vorderfüße auf die Brust seines Herrn legte und ihn fest an den Schlagbaum drückte. Er suchte sich von dem Thiere loszumachen; allein es gelang ihm nicht. Nun befestigte er die Schnur, welche er in der Hand hielt, an des Pudels Halsband, und alsbald ließ dieser von seinem Herrn ab und führte ihn auf einen ihm zwar unbekanntem Weg an sein Ziel.

Als nun der blinde Herr wegen des sonderbaren Benehmens seines treuen Hundes näher sich erkundigte, vernahm er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß der Fußweg in der Nähe des Flusses während des letzten Hochwassers gänzlich weggerissen worden sei und daß er unfehlbar, wenn sein kluger Viol ihn nicht aufgehalten hätte, in den Fluß hätte stürzen müssen.

Und diese merkwürdige Vorsorge des Hundes erscheint um so wunderbarer, da er an diesem Tage zum ersten Mal nach anderthalb Jahren mit seinem Herrn wieder ausging. Dieser war nämlich durch anderes körperliches Leiden in's Zimmer gebannt gewesen und hatte für diese Arrestzeit den Pudel einem Freunde übergeben, weil er selbst mit demselben nicht ausgehen konnte.

### Warum?

(Von Karl Stöber.)

Zu Hamburg auf einem Plage standen einmal zwei Arbeiter, und wer sie sah, dachte an des Herrn Wort: „Um die zwölfte Stunde aber ging er aus, und fand andere müßig stehen am Markt, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns Niemand gebinet.“ Denn obgleich der Mehner schon auf dem Wege war, die Mittagsglocke zu ziehen, so warteten sie doch noch immer auf Den, der da kommen sollte und sagen: Gehet mit mir, ich will euch geben, was recht ist.

Und als um zwölf Uhr im Michaels-Thurme die große Glocke gezogen wurde, zog Karsten, der eine von den zweien, den Hut ab und betete ein Vaterunser, oder was er sonst in seinem Herzen redete. Denn seine Lippen regten sich, aber seine Stimme hörte man nicht. Volland aber, der andere, ließ den Hut auf dem Kopfe und sprach: „Weiß nicht, warum ich mich bemühen soll, wenn die Alte da oben summt und brummt. Wie leicht fällt ein Ziegel vom Dach und schlägt mir ein Loch in den Kopf. Zudem nehmen sich die Vögel unter dem Himmel kein Blatt vor's Maul. Was gilt's, Better Claus, es geht einmal deiner großen Nase, wie dem Tobias unter dem Schwabenneß?“ Karsten aber antwortete nur: „Will sehen, Better Erhard, will sehen.“

Hätte auch zu einer längeren Replik nicht Zeit gehabt. Denn da er das gesagt, trat ein kleiner, alter Herr zu ihm und sprach: „Gefällt's dir, so komm! ich will dir Arbeit geben und bezahlen was recht ist.“ Karsten ging mit, und als das alte Herrlein unterwegs zu ihm sagte: „Aber ich kann es nicht leiden, daß, die mein Brod essen, fragen, warum?“ antwortete er: „Euer Wille geschehe. Viel Neben und Fragen ist das ganze Jahr meine Sache nicht.“

Also kamen sie, ohne ein Wort weiter zu verlieren, in die große Zuckersiederei vor dem Thor. Und als Karsten hinter derselben die großen Holzstöcke sah, wurde er ganz fröhlich in seinem Herzen und sagte bei sich selbst: „Gott sei's gedankt! nun wird es mir nimmer an Arbeit fehlen.“

Da er aber ein Jahr lang oder etwas darüber Holz gesägt und gespalten hatte, sprach der Zuckersieder zu ihm: „Claus, du hast fast alle Tage einen weiten Weg Abends heim und Morgens wieder heraus. Gefällt's dir, so magst du dort in mein Gartenhaus ziehen, und mit Weib und Kindern darin wohnen umsonst.“

Und da Karsten ein Jahr lang oder darüber im Sommerhaus gewohnt hatte, trat sein Brodherr wiederum zu ihm und sprach: „Claus, der Hausmeister hat lange Finger gemacht und hinter der Thüre Abschied gesagt. Willst du, so kannst du dein Pöstlein einnehmen.“

Und abermals über ein Jahr ließ der alte Zuckersieder mitten durch seinen großen Garten zwischen den Trockenböden und dem Sommerhäuslein eine hohe Mauer aufführen. Aber Niemand getraute sich zu fragen: Warum thust du das? selbst sein eigener Bruder nicht. Auch sein Weib nicht; denn er hatte keins. Und ob nun gleich der Hausmeister Karsten einen weiten Umweg machen mußte, wenn er zu den Seinen im

Gartenhaus gelangen wollte, so fragte er doch nicht mit einer Miene, wie oder warum?

Darüber starb der Zuckersieder, und in seinem Testament stand geschrieben: „Item, dem Claus Karsten vermache ich die andere Halbscheib meines Gartens jenseits der Mauer, und will ihn mein Bruder auch fernerhin als Hausmeister behalten, so mag er eine Thüre durch die Wand brechen lassen. Wo nicht, so zahlt er dem Mann noch weiter drei tausend Mark und läßt ihn ziehen. Sollte aber Claus Karsten, was ich jedoch nicht hoffe und erwarte, fragen, warum er zu mir gekommen, so werde ihm zu wissen gethan, wie folgt: Zum Holzhacker wählte ich den Claus, weil ich ihn beten sah. Hätte damals sein Kamerad gebetet, und er den Hut auf dem Kopf behalten, würde ich ihn nicht gebungen haben, sondern seinen Vetter.“

#### Wohlbestandene Probe.

Vor etlichen Jahren starb zu Paris, Frankreichs großer und bevölkerter Hauptstadt, ein reicher Hagestolz, ein alter Junggesell also, der sein ganzes Vermögen einem ihm kaum bekannten jungen Mädchen, einer bescheidenen Näherin, vermacht hat. Das Ding ging nämlich so zu: Der Verstorbene, bei Lebzeiten ein etwas sonderbarer Kauz, machte, um die Redlichkeit seiner Nebenmenschen auf die Probe zu stellen, oft die seltsamsten Experimente, die leider fast immer ungünstig ausfielen und ihn in seiner schlechten Meinung über die Menschennatur bestärkten. So hatte er sich öfters in einen der zahlreichen Omnibus gesetzt, und zwar auf den Platz dicht neben dem Condukteur, welcher das Fahrgeld einzunehmen hat von den eingestiegenen Personen. Ganz bereitwillig machte er, sozusagen den Handlanger beim Hin- und Hergeben des Geldes, und jedesmal, wenn der Condukteur kleine Münze zurückzahlte, überreichte er das zurückzuerhaltende Geld. Ganz unbemerkt aber, fast so flink und geschickt wie ein Taschenspieler, fügte er aus seinem gutgespickten Westen- oder Brusttaschlein eine kleine Silbermünze, gewöhnlich ein „Zehnfousstückel“, bei, wie wenn der Condukteur sich geirrt und zu viel herausgegeben hätte, und beobachtete dann genau seine Leute. Diese überzählten ruhig ihr Geld, nahmen natürlich den Irrthum gewahr, zählten nochmals und — steckten dann ihren kleinen Profit richtig stillschweigend ein. Fünfzehnmal schon hatte der sonderbare Alte sein Kunststückel wiederholt, und von den fünfzehn Personen war auch nicht Eine, die mit dem armen Angestellten, dessen Gehalt nur 3 Franken täglich betrug,

Mitleid hatte. Erst beim sechzehnten Male rief ein soeben eingestiegenes junges Mädchen aus: „Condukteur, Sie haben mir ja einen halben Franken zu viel herausgegeben!“ und reichte das Zehnfousstückel lächelnd zurück. Bei diesen freundlich gesprochenen Worten klärte sich das Gesicht des wunderlichen Heiligen auf und er schenkte nun der redlichen Jungfrau seine ganze Aufmerksamkeit. Sie war sehr einfach aber säuberlich und mit Geschmack gekleidet. Beim Aussteigen aus dem Omnibus ging er ihr von ferne nach. Es war eine Kleidermacherin, die fertige Arbeit in ein Herrenhaus trug. Bei der gesprächigen Pförtnerin verschaffte er sich ihre Adresse und zog dann noch weitere Erkundigungen über sie ein. Diese mußten wohl ganz günstig ausgefallen sein, denn beim Eröffnen des Testaments des nicht allzu lange nachher gestorbenen, allein stehenden Junggesellen, ergab es sich, daß das kleine, zurückgegebene „Zehnfousstückel“ das redliche Mädchen zur gewaltig übertrafchten Erbin einer halben Million gemacht hatte!

#### Das Bettelweib von Locarno.

Unter diesem Titel steht in einem guten, alten Lesebuche, das zu Anfang der vierziger Jahre erschien, eine gar merkwürdige, sogar ungläubliche Begebenheit verzeichnet, den Anno 1826 veröffentlichten gesammelten Schriften von Heinrich von Kleist entnommen, zu welcher der Herausgeber des Lesebuchs, Dr. R. E. P. Wadernagel, folgende Bemerkung macht: „Es versteht sich von selbst, daß durch die Aufnahme dieses Stückes in das Lesebuch nichts über den Gespensterglauben entschieden werden soll.“ — Der alte Bote ist, was die Gespenstererscheinungen betrifft, durchaus ungläubig, denn während seines ganzen langen Lebens ist ihm noch nichts derart vorgekommen, und er will den jungen Kalenderlesern bei Leibe keine Furcht und kein „Gruseln“ einjagen. Er ist jedoch der Ansicht, daß die so umständlich erzählte geheimnißvolle Begebenheit ihren Ursprung in einer Volksfage gefunden hat, durch welche vor Lieblosigkeit und Hartherzigkeit gegen die armen unglücklichen Nebenmenschen gewarnt werden soll, was ja, leider, nur allzuoft schon geschehen ist und immer noch geschieht. Auch in unserm lieben Heimathland haben wir eine ähnliche Volksfage: Auf dem Gebirge in der Umgegend von Rappoltsweiler und Reichenweiler findet man die Ruinen der ehemaligen Ritterburg Bilslein, deren letzter Besitzer eben zum Jagen ausritt, und voll Hohn und Uebermuth einer am Wege stehenden Bettlerin, statt des Almosen, einen Stein in die

Schlürze warf und dann lachend davonsprengte. Der Fluch der so schändliche Verhöhnung, folgte ihm nach. — Wenige Tage darauf war Burg Bilstein eine Brand- und Schuttstätte und ist auch niemals wieder aufgebaut worden. Ein längst schon feindlich gesinnter Nachbar hatte mit seinen Mannen das Schloß listig überrumpelt und den »Rothen Hahn« darauf gepflanzt. —

Der Schriftsteller Heinrich von Kleist hat nunmehr das Wort und der Hinkende Bote macht den treuen und gewissenhaften Abschreiber, was just nicht viel Kopfbrechens erfordert. Also:

Am Fuße der Alpen bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthard kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in deren einem einst auf Strohhalm, das man ihr unterschlüttete, eine alte, franke Frau, die sich bettelnd vor der Thür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mittheilungen gebettet worden war. Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Bintel, in welchem sie lag, aufzustehen, und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus, und beschädigte sich auf eine gefährliche Weise das Kreuz; bergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglichem Mühe aufstund und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Achzen niederfiel und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände gerathen war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß, seiner schönen Lage wegen, von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und bleich zu ihnen herunter kam, hoch und theuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Strohhalm, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen, und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Achzen niedergesunken sei.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter

Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen, und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit, ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl hier im Schlafzimmer übernachtete, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab; bergestalt, daß, da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, beschloß, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erhartete ohne zu schlafen die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der That mit dem Schläge der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war als ob ein Mensch sich vom Strohhalm unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen unter Geheul und Geräusch niederfiel. Die Marquise, am andern Morgen, da er herunterkam, fragte ihn, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umfah und, nachdem er die Thüre verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe, so erschreckte sie, wie sie in ihrem Leben nie gethan, und bat ihn, bevor er die Sache verlaute lasse, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber sammt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der That in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche gespensterartige Geräusch, und nur der bringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, loszuwerden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken, und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschreiben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Thüre desselben ein, bergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht, außer sich selbst noch etwas drittes Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Mar-

quise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich gegen elf Uhr jebes auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengetauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Drauf, in dem Augenblick der Mitternacht, läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und belsend, grad als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer, und während der Marquis, der den Degen ergriffen: Wer da? ruft, und da niemand antwortet, gleich einem Rasenden nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt seine Gattin anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammenpackt und, nach Zusammenraffung etlicher anderen, aus dem Thore herausgerafft, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine brennende Kerze genommen, und daselbe, überall mit Holz getäfelt, wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angestekt. Vergebens schickte die Marquise Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war bereits auf die elendigste Weise umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

#### Der Enzheimer See.

Zwei Stunden von Strahburg, hieher des Glädelsbergs, liegt das schöne und stattliche Dorf Enzheim, durch welches die, heutzutage, fast einsam gewordene Landstraße nach Barr und nach Muzig führt. Am Eingange des Dorfes, rechts, befindet sich ein ziemlich umfangreicher Weiber, dessen Ufer mit geschmackvollen Anlagen bepflanzt und geziert sind, gar freundlich anzuschauen. Im Volksmunde heißt dieser Weiber scherzweise: „Dr Enzheimer See“. — Bei einer Pfingstreise in den heimathlichen Wasgau, welche, im Jahr 1842, — also bevor noch die Eisenbahn existirte, — etliche Strahburger mit ihrem muntren, rüstigen Söhnlein zu Fuße machten, hatte einer derselben, beim Anblick des so lieblich umrahnten „Enzheimer See's“, den Gedanken, ein Kinderliedchen zu dessen Ehren zu schreiben. Er that's in unserer altgewohnten Muttersprache, dem

Essäfer-Dytsch, und hat nichts dagegen, wenn seine einfachen Verslein im Kalender figuriren. Sie lauten:

Na, Büewle, wöelle-n-r mit m'r jeht gehn  
Dort nuz ziem Enzheimer See?  
D'r Staub isch gedämmt un's Wetter gar schön,  
Ihr kenne jo springe wie d'Neh!  
M'r finde dort dytli, in Miniatur,  
Vom Meer, vom große, e treui Figur.

Die Insele b'schawe! Wie fründli un nett,  
Wie d'Insele arab mitte-n-im Meer!  
Un Kap und Buchte, wo mit eme Brett  
M'r drüewer kann wandere her;  
Un bloost als e Bissele stark d'r Wind  
Ze zait sich au d'Eb un d'Flueht halt g'schwind.

Doch komme viel Welle-n-an's Land gerennt,  
Start brunet's als im Golf un rumort!  
Wie's Wasser sich bäumt, diß falsch Element,  
Fast gar wie e Hengst wo m'r sport;  
Un d'Schwälmele flieje-n-ängstli erum,  
Die nemme m'r glich for Seemöwe drum.

© Dielewaue-n-im Wasser gar!  
Der liffert uns 's Bild vom e Brack;  
M'r wurd nix meh von de Radder gewahr  
Un nix meh vom blechene Plack!  
M'r denke, daß d'Mannschaft sich glüedli gerett'  
Un hätte jo d'Hauptsach vom Meerlewe g'het. —

Was isch jeht, ihr Büewle? © Kaart, nit wo hr,  
Un wäer sie erakt au gemacht,  
Die zait nit so dy'li, so ganz uff's Hoor  
© Meerbild voll Schrecke un Bracht?  
Wer diß het g'hehn, der vergift au nie meh  
De kleine, lehrreiche Enzheimer See! D. S. W.

#### Saben's die Finger gethan?

Unter einem „böese Finger“ versteht man im Elsaß einen kranken Finger, welcher Art das Uebel nun sein mag, den man verpflastert oder verbindet muß, und unter „lange Finger“, verblümter Weise, Diebsfinger. Daß es aber auch „unartige Finger“ geben kann, soll folgendes höchst einfache und kindliche Stücklein erklären: „Mama“, sagte Lieschen, ehe sie zu Bette gebracht wurde, „mein Zeigefinger da und der Daumen sind heute recht unartig gewesen!“ — „So, so, was haben sie denn angestellt?“ fragte die Mutter ziemlich betroffen. — „Die Schelme haben Rosinen und Meertrauben aus dem Küchenschrank genommen“, sagte das Mägglein schüchtern und mit schwerem Herzen. — „Ja, wer hat ihnen denn gesagt, daß sie dies thun sollen?“ forschte halb lächelnd die Mutter. — Lieschen schlug ganz verbüht die Augen nieder und stotterte verlegen: „Ich habe Niemand gehört, der sie's geheissen hätte“. — „Aber haben denn die unartigen Finger das süße Dings ge-

geffen?" fuhr die Mutter in ihrem Examen fort. — "Nein, Mama, sie haben's mir aber in den Mund gesteckt", antwortete Lieschen. — "Dann warst du also ganz unschuldig?" meinte die Mutter, fügte jedoch gar ernst bei: "Aber du weißt doch, daß deine Finger kein Recht dazu hatten!" — "Freilich! entschuldigte sich das naschhafte Mädchen, „allein sie haben mir eben die Dinger doch gegeben.“ — "Die Bibel aber sagt", bemerkte die Mutter in vollem Ernste, "wenn deine rechte Hand dich ärgert, dann haue sie ab. Müssen wir jetzt die beiden Finger abschneiden?" — "Was heißt denn ärgern?" fragte das Kind ängstlich. — "Ärgern heißt, zum Bösen verleiten", belehrte die Mutter. — "Aber es war ja nur der Zeigefinger und der Daumen, nicht die ganze Hand!" sagte die Schuldige, und Mama meinte: "Dann sind's zwei Diebe!" — Traurig, ganz ängstlich, blickte Lieschen mit thränenden Augen zur Mutter auf. Diese aber holte schweigend einen schwarzen Lappen und umwickelte die beiden schuldigen Finger. Still und bekümmert ging das Mägdelein zu Bette. Beim Erwachen jedoch galt sein erster Blick den dick umwundenen diebischen Fingern. — Kaum erblickte Lieschen die an ihr Bett tretende Mutter, so sagte sie leise: "Darf ich diesen häßlichen schwarzen Lappen jetzt wegnehmen?" — "D nein", lautete der strenge Bescheid, "denn wir haben noch keinen Beweis, daß den Fingern die Sünde leid thut". — "Mama", schluchzte Lieschen reumüthig, "ich habe meine Finger in den Küchenschrank gesteckt, ich — Mama — ich war unartig. Verzeihe mir, liebe Mama!"

Eine mütterliche Freudenthräne, aber auch ein Kuß der Liebe, folgte dem offenen Geständniß des Kindes, und bald waren die schwarzen Lappen verschwunden.

#### Mäuseflugheit.

Da hat der Bote vorhin von einem treuen und klugen Bubel erzählt. Nun findet er in der "Stuttgarter Jugendsfreude" vom 1. Juni 1884 ein nettes Stücklein von einer klugen Maus, das sich ganz gut zum Seitenstück eignet, und erlaubt sich daher solches in den Kalender für 1887 aufzunehmen, was, seiner Ansicht nach, hoffentlich kein Staatsverbrechen sein wird, sinnenmal die zwei strengen Worte: "Nachdruck verboten," ja nicht darunter stehen. Es lautet wie folgt:

Die Alten haben, wie ihr wißet, allerlei Sagen und Fabeln gehabt, wie die Menschen sich die Fähigkeit erwerben können, die Sprache der Thiere zu verstehen. Es wäre allerdings manchmal interessant, wenn wir vernehmen könnten,

wie die großen und kleinen Bier- und Bielfüßler und die gefiederten Luftbewohner einander sagen, was sie sich mitzutheilen haben. Aber bei allen Fortschritten, welche die Naturwissenschaften gemacht haben, hat uns noch keiner der neuen Weltweisen sagen können, wie es zugeht, daß, zum Beispiel, alle die hunderte von Ameisen, welche einen großen Haufen bewohnen, in kürzester Zeit in unruhige Bewegung kommen, wenn irgendwo auf ihre Wohnung nur ein schwacher Angriff gemacht wird. Und auch sonst sehen wir die Thiere so mancherlei thun, wobei wir eben fragend stehen bleiben müssen und keine Antwort erhalten darauf, wie es zugegangen ist. So auch bei der folgenden Begebenheit.

In einem großen Landhause, dessen geräumiges Wohnzimmer nicht durch einen Ofen, sondern durch ein sogenanntes „französisches Kamin“ geheizt wurde, hatte während des letzten Sommers ein Mäuschen seine Wohnung in der Wand aufgeschlagen und sich einen Ausgang in das Kamin durchgenagt. Es schien eine besondere Vorliebe für Käse zu haben; denn jedesmal, wenn zum Nachtisch Käse aufgetragen wurde, erschien unser Mäuschen und machte ziemlich furchtlos seine Gänge um den Tisch her. Es wurde dazu noch von den Kindern aufgemuntert, indem diese ihm regelmäßig kleine Stücken seiner Leibspeise zuwarfen, die es dann ohne Scheu verzehrte oder in seine Wohnung hineintrug.

Eines Tages nun warf man ihm ein ziemlich großes Stück Käsrinde hin, und das nette Thierchen rannte alsbald darauf zu; allein die Last war ihm zu schwer. Es schleppte dieselbe zwar in die Nähe des Kamins, aber sie in dasselbe hinein zu bringen, dazu reichten seine Kräfte nicht. Es machte mehrere Versuche, und die ganze Familie sah ihm neugierig zu, doch es ging nicht. Nach kurzer Zeit verschwand das Thierchen, und Alle glaubten, es habe sich wohl ermüdet und hoffnungslos in seine Wohnung begeben.

Allein dem war nicht so. Nach kurzer Zeit erschien es wieder und hinter ihm eine viel größere und stärkere Maus, welche es zu dem Stück Käsrinde führte. Diese ergriff dasselbe alsbald und beide verschwanden miteinander sammt dem Stück Käse. Offenbar muß doch in dem kleinen Geschöpfe so etwas vorgegangen sein wie ein Gedanke: „Ich bin zu klein, um dieses große Stück Käse fortzutragen, aber mein Freund ist größer und stärker als ich, den muß ich dazu holen.“ Nun mußte es aber doch diesem seinem Freund seinen Wunsch mittheilen und ihn bewegen, mit ihm zu kommen, ihn vielleicht auch beruhigen, daß keine Gefahr zu befürchten sei, wenn er mitgehe.

Und daß ihm dies gelang, zeigte ja der Erfolg. Wir stehen hier offenbar vor einem Räthsel, das wir nicht lösen können, wenn wir auch zu dem oft gebrauchten Wort „Instinkt“ unsere Zuflucht nehmen. Und wenn wir auch die nette Erklärung dieses Wortes, die ein neuerer Naturforscher gegeben hat, als richtig gelten lassen wollen: „Instinkt ist Verstand ohne Nachdenken, der unmittelbar von Gott kommt,“ so sind wir damit doch nicht klüger. Denn bei unsrem Mäuschen scheint uns doch mit dem Verstand auch etwas Nachdenken verbunden gewesen zu sein.

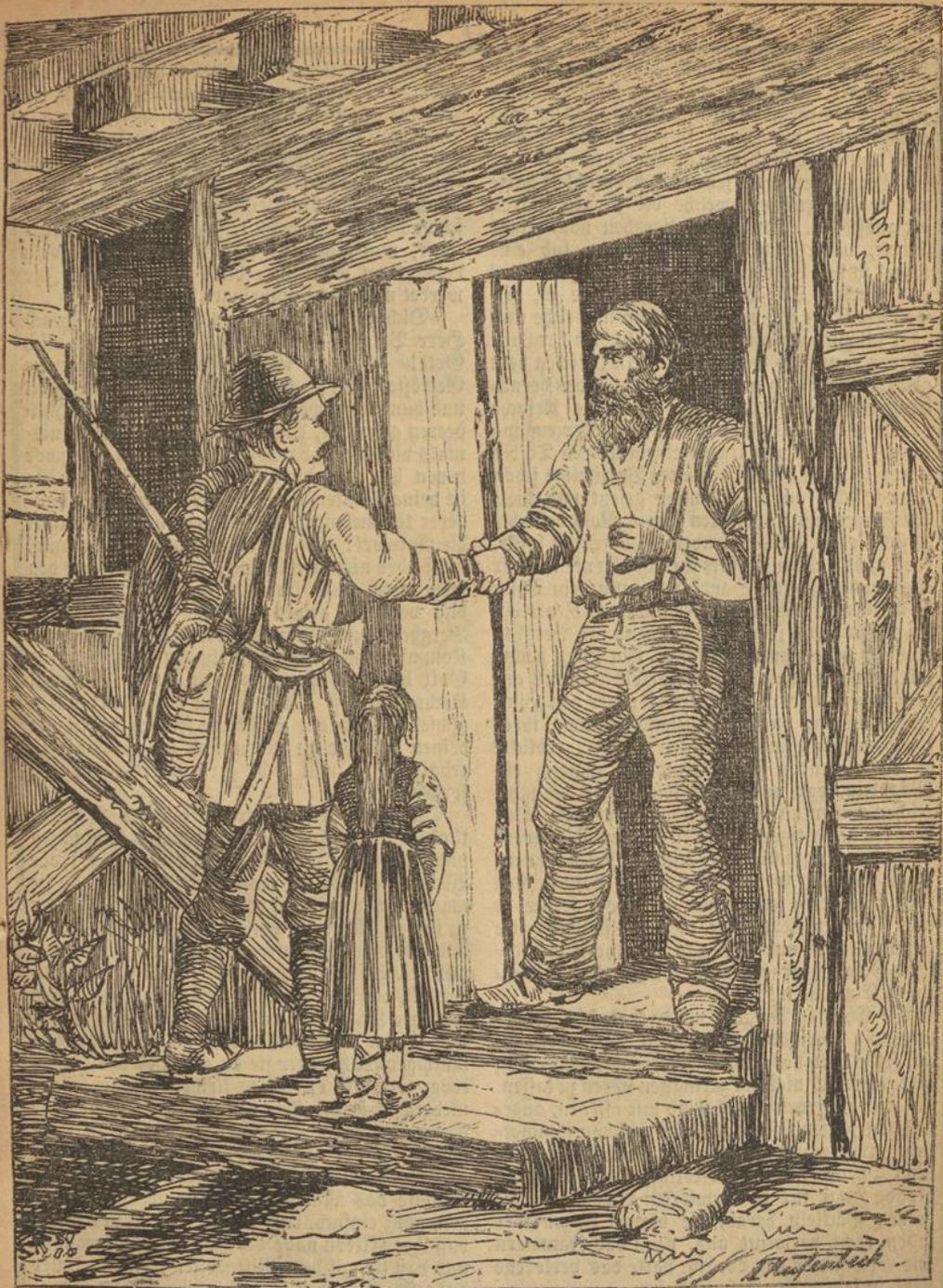
### Zur Urwalde verirrt!

(Mit einer Abbildung.)

Während der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, bevor noch die Auswanderungslust nach Amerika so merkwürdig zugenommen hatte, wie heutzutage, sah's, sowohl im südlichen als im nördlichen Theile dieser von Christoph Columbus entdeckten „Neuen Welt“, noch gar traurig und verwildert aus. Manche Landstreden waren mit dichtem fast unurchbringlichem Urwald bedeckt und der Verkehr der spärlichen Ansiedler ließ vieles zu wünschen übrig, in einer Zeit, wo die Eisenbahnen noch unbekannt waren. Wenn auf zwei verschiedenen Seiten eines solchen Urwaldes das Dickicht gelichtet worden und unter den fleißigen Händen der noch nicht zahlreichen Kolonisten kleine Städte und Dörfer emporwuchsen, so erforderte der gegenseitige Verkehr, daß vorerst einmal ordentliche Fußwege durch den dunkeln Forst gebahnt wurden. Mehrte sich die Zahl der hin und her Wandernden, so fand es der eine oder der andere der neuen Ansiedler vortheilhaft, auf der Mitte des Weges etwa, oder an irgend einem Zielpunkt einer Tagereise, eine Herberge zu errichten und zugleich die nächste Umgebung des neuerbauten Blockhauses zu klären, nämlich das Gehölz umzuhauen und Korn oder Maisfelder anzulegen. Aus jener kümmerlichen Zeit will der Voté folgende merkwürdige Begebenheit erzählen:

Am 5. August des Jahres 1834 zog ein Wanderer, der aus dem nordöstlichen Theil von Neu-Schottland nach den Vereinigten Staaten sich begeben wollte, einsam und allein auf der Straße dahin, welche von Frederiktown nach St. Stephens führt. Wer ihm begegnet wäre, hätte es dem Manne angesehen, daß er auf einen weiten Weg durch die unwirthbaren Wälder eingerichtet war, wo man nicht immer ein Nachtlager unter einem gastlichen Dache erwarten darf. Seine wollene Bettdecke, nebst den nöthigen Nahrungsmitteln auf etliche Tage, hatte er über den Rücken ge-

bunden; seine Art hing an der rechten Schulter und sein Schießgewehr an der linken. Am frühen Morgen schon war er an dem wohlhabenden Dorfe bei Hartts-Mills am Ruskagonifluß vorbeigekommen und hoffte, mit einbrechender Nacht die Herberge des Kapitäns Trem am Piskanagan zu erreichen. Fröhlich wandert er fort und pfeift mit den Vögeln in die Wette sein Morgenlied, bis er an die kleine Bucht kam, die von der Mündung des Schinflusses gebildet wird, über welche jedoch weder Steg noch Brücke führt. Da dieser Fluß klein ist, so hoffte er, wie's ihm früher schon einmal geglückt, bei einer seichten Stelle durchwaten zu können, fand aber bald, daß, infolge des kürzlich gefallenen Regens, das Wasser sehr angeschwollen war. Doch, für einen Waldbewohner wie Charles Bearghan, so hieß der muthige Wandersmann, sollte dies durchaus kein Hinderniß sein. Er wußte sich zu helfen! Er hatte ja seine scharfe Art bei sich. Meister Bearghan ging am Ufer des Flusses hinauf, bis er an einen Baum kam, der ganz nahe am Wasser stand. Diesen wollte er so fällen, daß er über den nicht allzu breiten Fluß hinüber stürze und bis zum andern Ufer reiche. Wohl ein gar einfacher Brückenbau, den man bei uns nicht nachmachen kann, weil wir das Holz nicht derart im Ueberfluß haben. Der Wanderer hieb tüchtig drauf und bald that er den letzten Streich, hatte sich aber verrechnet, denn beim Fall drehte sich der eigensinnige Stamm seitwärts, fiel in tiefes Wasser und trieb majestätisch den Fluß hinab. Aus der gehofften Brücke wurde nichts! Was jetzt anfangen? Der Reisende war nicht lange in Verlegenheit und wußte sich zu helfen. Er entschloß sich am Fluß weiter hinauf zu gehen, um eine taugliche Stelle zum Hinübersetzen zu suchen, und kam endlich an eines von den freundlich aussehenden breiten Wassern, welche gewöhnlich von den amerikanischen Flüssen bis tief in's Land hinein gebildet und stille Wasserplätze genannt werden. Hier beschloß er die Ueberfahrt zu wagen, hieb eine Anzahl Aeste von den Bäumen, kettete sie mit biegsamen Zweigen fest an einander und fabrizirte so geschickt ein kleines Floß. Nun entledigte er sich seiner Kleider, legte sie, sammt Gepäck und Gewehr, auf die geflochtene Arbeit, welche er schwimmend nach sich zog und gelangte so über den Fluß hinüber. Nach glücklichem Anlanden legte Bearghan, oder, kürzer gesagt, Bergahn, seine Kleider wieder an und setzte sich, müde von den mancherlei Anstrengungen, an dem blumigen Rande eines Grasplatzes nieder, der zwischen dem Wald und dem Fluß sich hinzog. Ein Stück Zwieback und ein



Im Urwalde verirrt.

herzhafter Schluck aus seiner Flasche kräftigten ihn wieder, und eben wollte er seine Wanderschaft mit neuem Muthe fortsetzen, als er ganz unwillkürlich die Ohren spitzen mußte. Horch, was tönt da so sonderbar im Walde? — Es war ein Gewimmer, das sehr viel Aehnlichkeit hatte mit den Klage tönen, welche die jungen Bären oft ausstoßen. Rasch griff Berghen nach seiner Flinte, untersuchte die Zündspanne, lud eine Kugel in den Lauf und schlich mit scharfem Blick und wachem Ohr vorsichtig dem Orte zu, von wo diese Töne sich vernehmen ließen, welche nun aber plötzlich verstummten. Wohl hörte der Lauschende dann und wann ein Rasseln zwischen dem niedern Gesträuch und ein Knistern in den herabhängenden Zweigen, konnte aber die Ursache davon nicht entdecken. In der Ueberzeugung jedoch, daß er's mit irgend einem wilden Thiere werde zu thun haben, hatte der Vorsichtige schon seine Büchse an die Schulter gesetzt und hielt den Finger zum Losdrücken bereit. Noch bedachte er sich, ob er auf's Geradewohl abfeuern sollte, oder nicht, allein die Erfahrung warnte ihn vor einer unbefonnenen Handlung, denn kein Thier ist wüthender, wenn es verwundet wird, als ein Bär. Während seines Ueberlegens sah Berghen plötzlich heller und deutlicher, sein Herz pochte stärker und er ließ den Gewehrkolben schnell auf den Boden nieder, denn siehe! unter den Himbeersträuchen, durch die Zwischenräume ihrer thaubeneigten glänzend grünen Blätter, erblickte er einen runden Kinderarm und zugleich ein Mägglein, das mit seinen Fingerchen die zahlreichen rothen und süßen Beeren abpflückte. Das war ein gewaltiger Schrecken für den Reisenden! Welch' ein Unglück hätte er leicht anstellen können! Beim bloßen Gedanken an den vorgehabten Schuß zitterten seine Kniee und doch freute er sich, daß der liebe Gott es nicht so weit hatte kommen lassen und daß er so unverhofft menschliche Gesellschaft antraf in dieser tiefen, feierlichen Einsamkeit! —

Als Charles Berghen näher trat, schaute das ungefähr siebenjährige Mädchen verwundert ihn an, setzte aber doch das Himbeerenspülcken emsig fort, ohne sich nicht im geringsten stören zu lassen. Es war ein freundliches Kind mit offenen, angenehmen Zügen; seine Kleider, obschon jämmerlich zerrissen und abgerutscht, bewiesen, daß es nicht zu der armen Volksklasse gehörte. Das blonde Haar fiel in verwirrten Locken über die rothen Wäcklein herab, die blauen Augen aber sahen recht vermeint aus, denn das Zammern und Gewimmer von vornhin, hatte das verlorene Kind in seiner Angst ausgestoßen.

Mit dem liebevollsten Blick und mit sanften Worten suchte der Wanderer des betrübten Mäggleins Vertrauen zu gewinnen, ihm die Angst und den Kummer zu beschwichtigen, welche es anfänglich durchaus nicht verhehlen konnte. Endlich, nach der leutseligen Anebe des fremden Manns, wagte die Kleine mit freundlichem, aber schmachstendem Lächeln, leise zu sagen: „O, lieber Herr, nun glaube ich's, daß Ihr mir nichts zu Leide thun wollt und bin's ganz gewiß; Ihr werdet mich nicht umbringen!“

„Dich umbringen, armes Mägglein?“ sprach Herr Berghen beruhigend, „davor behüte mich Gott!“ — „Ach, ich bin sehr müde“, fuhr die Getröstete fort; „bin sehr, gar sehr müde, matt und hungrig gewesen, habe hier aber viele Himbeeren gefunden, doch esse ich nur die guten, niemals diejenigen, darauf Spinnen sitzen, denn vor denen hat mich die Mutter gewarnt!“ — „Wo ist deine Mutter, liebes Kind?“ fragte der Wanderer theilnehmend und erhielt in aller Einfachheit die Antwort: „Sie ist daheim in unserm Hause, weiß aber nicht wo ich bin; ich kann leider den Weg nicht mehr finden!“ — „Was, so hast du dich verirrt, armes Kind!“ bedauerte Herr Berghen, „und bist im Walde verloren gegangen! Komm' mit mir auf jenen Blumenrasen; der gute Gott hat mich hergesandt zu deiner Rettung! Komme getroßt mit mir! du sollst dort guten Zwieback und ein Stückchen Fleisch haben um deinen Hunger zu stillen und frische Kraft zu erhalten; ich will recht gern väterlich für dich sorgen!“

Die arme Kleine vergoß reichlich Dankesthränen; das frühere krampfhaftes Schluchzen und Wimmern war verstummt und das frohe Weinen schaffte ihr große Erleichterung und sie machte sich auf, ihrem von Gott gesandten Retter zu folgen. Aber die vorhin ausgestandene Angst und ihre Gemüthsaufrregung hatten auf die zarte und erschöpste Natur der Verirrten so stark eingewirkt, daß ihre Nerven völlig erschüttert waren und ihre Kraft ganz dahingefunten. Das Gehen war ihr im Augenblick unmöglich, daher ihr edelmüthiger Wohlthäter sie an das Ufer des Flusses trug, woselbst er seinen kleinen Speisevorrath niedergelegt und ihr, aus kluger Vorsicht, nur kleine Stückchen Zwieback und Fleisch zu essen gab.

Sobald sein Schützling etwas erquickt war, erzählte das Mädchen, auf freundliches Befragen, ganz einfach, daß sie Lydia Harper heiße, daß ihre Eltern nahe bei Harris-Wills wohnen und daß sie mit dem Mittagessen zu ihrem Vater ausgeschied worden sei, welcher im Gehölz Schin-

deln machte, daß sie aber den rechten Weg verloren habe und so umher geirrt sei, ohne zu wissen, wohin. „Als ich fand“, sagte sie, daß ich den rechten Weg verloren, da fürchtete ich mich sehr; ich schrie laut, lief umher und warf meines Vaters Mittagessen weg.“ — Wie's scheint, lief Lydia die erste Nacht fort, bis sie, von Mattigkeit ganz erschöpft, dahin sank. Herr Berghen fragte sie theilnehmend: „Hast du dich denn nicht gefürchtet, als es finster wurde und du so mutterseelenallein im Walde warst?“ Sie erwiderte: „Ich bin wohl die ganze Zeit über in großer Furcht gewesen, aber als ich mich niederlegte um auszuruhen und zu schlafen, sagte ich mein Gebet, das die Mutter mich gelehrt hat, und alle Bangigkeit war weg!“

„Kannst du dein Gebet noch?“ forschte ihr Retter.

„O ja, freilich, es heißt: Ich liege und schlafe ganz im Frieden; denn Du allein, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne; in Deine Hände befehle ich meinen Geist, meine Seele und meinen Leib, denn Du hast mich erlöst, Herr, Du getreuer Gott! Amen.“ —

Herr Berghen fing nun an zu überlegen, auf welche Art er Lydia mit sich fortbringen könnte. Ihr Elternhaus lag schon sechs bis sieben Stunden hinter ihm und der Zweck seiner Reise gestattete ihm nicht, zurückzukehren. Die Herberge des Kapitäns Trew war noch vier bis fünf Stunden entfernt und auf dieser ganzen Wegstrecke kein Haus zu finden. Da nun das todmüde Mädchen nicht im Stande war, zu gehen, so kam der wackere Mann auf den Gedanken, daselbe in seiner Bettdecke auf dem Rücken fortzutragen. Das freudige Bewußtsein, er befolge hiermit des Heilands Befehl, Matth. 18 5: „Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“, unterhielt seinen Muth und stärkte seine Glieder. Lydias treuherziges und kindliches Geplauder, die nun auch lebhafter und freimüthiger geworden, ließ ihn zudem vollends vergessen, welch mühsames Geschäft und welche schwere Bürde er auf sich genommen hatte. Während Herr Berghen so mit seiner Geretteten fortwanderte, fragte er sie, ob sie nicht auch wilde Thiere gesehen habe im Walde? Ihre Antwort war: „Nein, lieber Herr, ich habe keine gesehen; — nur einmal kamen zwei große schwarze Hunde auf mich zu, aber nicht die von unserm nächsten Nachbar Burpe; sie hielten still, und einer stand auf seine Hintersüße; sie haben aber nicht gebellt, sondern sind wieder fortgelaufen.“ — „Das sind bestimmt Bären gewesen“, sagte der landeskundige Reisende, „und du kannst von ganzem Her-

zen dem treuen Gott danken, liebes Kind, daß Er dich so gnädig vor denselben behütet und bewahret hat!“ —

Nachdem Herr Berghen seine ziemlich schwere lebende Bürde bis in die Nacht hinein getragen hatte, verspürte er große Müdigkeit, wozu noch die Schwierigkeit kam, daß er auf völlig ungebahntem Wege im Finstern gehen mußte, denn der Mond wollte nicht leuchtend am wolkigen Himmel erscheinen. Endlich kam der erschöpfte Wanderer bei einer verlassenen Holzhütte an, ziemlich nahe der ersehnten Herberge. Er machte Halt, um sich eine kurze Erholung zu gönnen und beschloß, hier das Kind, in seine Bettdecke sorgfältig gehüllt, zurückzulassen, während er voraneilen und schnell Hilfe senden wolle von der Wirthschaft aus. Ein Licht, das er bei sich trug, wurde angezündet; dann genoß er einige Erfrischung mit Lydia, fand's aber schwer, sie zum Dableiben zu bewegen. Nachdem er ihr ein ziemlich bequemes Bett zurecht gemacht und sie ordentlich hineingelegt hatte, setzte der Menschenfreund sich nieder, um ihr Einschlafen zu erwarten. Eben ließ der volle Mond sich blicken, und bevor unser Reisender sich auf den Weg machte, näherte er sich leise dem Mägdlein, um zu sehen, ob sie ganz ruhig sei. Er hielt das Licht gegen sie hin, allein Lydia schlug die blauen Augen auf und heftete sie auf ihn, wendete dann das Gesicht ab und fing auf's neue bitterlich zu schluchzen an. — „Nein, armes Kind“, sagte wehmüthig der gute Mann, „es ist unmöglich, ich kann dich nicht dahinten lassen!“ — Alsobald schwang er Art und Flinte behend auf die Schulter, nahm sein Reisezeräthe wieder auf, hob die Schluchzende von ihrem einsamen Lager auf seinen müden Rücken und brachte sie wohlbehalten in die lang-ersehnte, gasliche Herberge. Obwohl's schon sehr spät war, so kostete es doch wenig Zeit und Mühe, den Kapitän Josiah Trew zu wecken, um den ihm bekannten Reisenden mit seiner kleinen Gefährtin, die neben ihm auf der Hauschwelle stand, freundlich einzulassen. —

Es währte nicht lange, da loderte im Kamin ein behagliches Feuer auf, das wohlthuende Wärme verbreitete. Hier, bei dem mit allerlei Borrath versehenen Wirth, war's doch besser und gemüthlicher zu übernachten, als draußen im unheimlichen Walde, und dem nun wieder getrösteten Mädchen gefiel's hier auch ohnehin besser, als bei den beiden nicht bellenden großen, schwarzen Hunden. Die weiblichen Bewohner des Hauses waren, wie's die dortige Landesbesitte mit sich brachte, flugs auf den Beinen, um die nöthige Mahlzeit zu bereiten. Das Antlitz des

heiteren Kapitän's Drew glänzte vor Freude, und er ließ es an Allen, was sein Haushalt zu liefern im Stande war, keinen Augenblick fehlen. Im Laufe des Gesprächs erzählte er unter anderm, die ganze Gegend habe sich aufgemacht, um ein in den Wäldungen verlorenes Kind zu suchen; nach allen Richtungen hin seien Leute ausgegangen, doch unverrichteter Dinge wieder zurückgekehrt. Einer dieser Männer, wegen des vergeblichen Suchens tief betrübt, übernachtete heute just in der Herberge hier. — „Ich kann mir wohl denken“, meinte Herr Berghen, „wie bekümmert die Eltern und die Angehörigen dieses Kindes sein müssen; aber um so dankbarer bin ich auch dem gnädigen Gott, welcher mich zum glücklichen Werkzeug gemacht hat, dieses verlorene Kind zu finden und aus großer Noth und Gefahr zu retten, denn sehen Sie, Herr Kapitän, hier sitzt es frisch und munter vor Ihnen!“ — Bei diesen willkommenen Worten, dieser frohen Kunde, eilten sämmtliche Anwesenden auf die wieder-gefundene Lydia zu, betrachteten und liebkosten sie und gaben ihr freudiges Staunen auf allerlei Weise zu erkennen. In diesem Augenblick stürzte mit eilendem Angestüm ein Mann aus der Nebenstube unter die Umstehenden hinein, ergriff die Hand der kleinen Lydia, starrte sie mit forschenden Augen an und drückte sie dann seelenvergnügt an seine Brust. Es war ihr Vater! — In dem Nebengemach, woselbst er, vor großer Betrübniß, den Schlaf nicht finden konnte, hatte er die Erzählung des so spät noch angekommenen Reisenden gehört. Welch freudigen, herzergreifenden Auftritt gab's jetzt! Wie flossen die Herzen über in Lust und Wonne! Wie glücklich waren Töchterlein und Vater! Wie dankte dieser voll Inbrunst dem barmherzigen Vater im Himmel und dem edeln Manne, der zu Lydias Schutzengel geworden! Aber eben so froh und glücklich war auch Herr Berghen, der nicht umsonst seinem Rücken eine gar schwere Last aufgelegt hatte! —

Der geneigte Leser kann sich's wohl denken, daß in Kapitän Josiah Drews Herberge, während der Nacht vom 5. zum 6. August 1834, nicht mehr viel geschlafen wurde, und daß dem wackern, menschenfreundlichen Herrn Charles Berghen, durch dieses unerwartete Begebniß, seine ganze, höchst mühsame Reise versüßt worden ist. Aber auch die dazumal siebenjährige Lydia, welche vielleicht heute noch lebt, wird es hoffentlich nicht vergessen haben, wie der liebe-reiche Vater im Himmel ihr einen kräftigen Retter zugeschiedt hat in der Stunde großer Angst und Noth! Der Herr weiß Alles sein zu ordnen und zum Besten zu lenken!

### Die Glocken.

(Von Karl Stöber.)

Zween Jünglinge wanderten einst vom Dorfe heim in die Stadt, und sprachen miteinander mancherlei von gestern und heute. Die Glocken auf den Kirchthürmen im Thal blieben auch nicht stumm, sondern rebeten nah und fern in hellen und dumpfen Lauten. Daran hatte David, der eine der beiden Gefellen, ein herzlich's Wohlgefallen und sprach: „Es ist mir doch nichts lieber, als dieses Abendläuten, und ist's möglich, so möcht ich einmal unter solch einem Requiescat (Ruhe- u. Friedensgeläute) im Tode entschlafen.“ Aber Die bald, sein Kamerad, antwortete und sprach: „Ei, was Abendläuten! Das Eßglücklein ist mir viel ergötzlicher, denn alle Glocken groß und klein, welche geklütet werden von einem Ende der Christenheit bis zum andern.“

Und von Stund an schieden sich die Wege der zweien Jünglinge. Die bald ging hin und erbte die Güter seines Vaters, und sprach zu seiner Seele: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, is, trink, und sei gutes Muth's!“ Und seine Seele ließ sich solches nicht zweimal sagen, sondern dachte an weiter nichts mehr, denn an Essen und Trinken.

Seine Tagesordnung aber war diese: Wenn er früh um die neunte oder zehnte Stunde die große Reife von Betthausen nach Armstuhl vollendet und ein- oder zweimal gegähnt hatte, machte er sich an den Morgenimbiß. Und wenn er der silbernen Kaffeekanne auf den Grund schauen konnte, ging er an sein Tagewerk, und schrieb auf einen Zettel, was sein Mundkoch für den Mittagstisch zureichten sollte. Und wenn er seine besten Gedanken also zu Papier gebracht hatte, spielte er ein halbes Stündlein mit Gabel und Kelchglas. Und wenn er ein Rebhühnlein zergliedert oder die Tiefen einer Pastete erforscht hatte, studirte er die Speisezettel, welche ihm seine Geschäftsfreunde aus Frankreich und England zuschickten. Und wenn er sich daran erbaut hatte, erquidete er sich auch leiblich an seinem eigenen Tisch und kostete von allen fünf Schüsseln mit Beifall oder Tadel, je nachdem es der Mundkoch nach seinem Willen getroffen hatte oder nicht, worauf er aus Nächstenliebe gegen seinen Magen ein Stündlein schlummerte. Gegen Abend aber begab er sich in eine Gesellschaft, wo viel gesotten und gebraten, und gebaden und gebraut wurde ohne Feuer. Und da er in die etliche Krüglein Bier, so er in dieser Garfläche trank, nichts brockte, so wurde er wieder sehr hungrig,

und that auch der Abendmahlzeit daheim oder im Gasthose ihre Ehre an. Weil aber auf solche Weise den Tag über sein Kopf fast leer ausging, so bedachte er ihn noch mit einem warmen Schlaftränkein aus Gewürz und allerlei starken Geistern, und ging so durch stille Nebel ein in das Land der Träume.

Die zwölf Himmelszeichen: Widder, Stier, Zwilling, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann und Fische — that Herr Diebold in seinem Kalender ab, bis auf zwei, und setzte dafür Schnepf, Spargel, Hirsch, Felsbuhn, Lerche, Fasan, Wildschwein, Aустern und Schildkröte.

Und diese Lederbüchlein von den Schnepfen bis zu den Schildkröten und hundert andern dazwischen, bekamen dem Herrn Diebold, wie das Wasser dem Kürbiß. Er schwoll, wie ein Kürbiß, er ward rund, wie ein Kürbiß, er glänzte, wie ein Kürbiß, und wenn er seine kurzen Füße unter dem Tischtuch hatte und seine Hände dabei, konnte man leicht in Versuchung gerathen, ihn mit den Früchten zu vergleichen, die in Ungarn wachsen und sehr schwer werden, wenn Frühregen und Spätregen kommen zu rechter Zeit. So verschwand seine Nase zwischen den Wangen, so tief lagen seine Augen im Fett, so wenig war mehr von seinem Hals übrig geblieben, so zufrieden war er mit sich selbst.

Zuletzt erstickte Herr Diebold in seinem Saft. Und weil wir aus dem Orbis Pictus — zwei lateinische Wörter: Orbis heißt der Weltkreis und Pictus gemalt, daher man das alte Buch, von welchem hier die Rede ist, die Beschreibung der Welt in Bildern nennen könnte — wissen, daß Leib und Seele des Menschen einerlei Form haben, so erschraak Sanct Petrus an der engen Pforte über die Gestalt, die da sagte, sie sei ein Mensch, und aussah wie ein Kürbiß. Und da der heilige Pfortner in Verlegenheit kam, und nicht wußte, wohin er sie thun sollte, so hieß er sie außen warten, und ging zuvor hinein und erholte sich Rath's. Denn er dachte gerade nicht an das Gleichniß vom reichen Mann. —

David aber — damit wir diesen nicht vergessen — ging nach jenem Abendläuten hin, und ward Schulmeister zu Dreibrunn im Hochgebirge. Und weil er übergenug zu schaffen hatte mit fremden Kindern, so nahm er kein Weib, sondern lebte als Einsiedler, und freute sich der Glockenzunge in dem Läutthürmlein auf der Sanct-Andreas-Kapelle. Denn sie rebete oder schwieg, wie er es haben wollte, und wann sie rebete, gab es einen freundlichen Widerhall auf den Felsen und auf den Almnen umher. Weil

David aber auch an dem kalten Sylvesterabend läutete, an welchem die Bergmaus in ihrer Höhle erfror, so zerprang die Glocke, und mit dem Läuten war es nun aus, wie mit dem Leuchter beim Johanneswürmlein, wenn es stirbt.

Der Andreas in Dreibrunn war aber ein armer Heiliger, und die Bauern, zu welchen David sagte, sie sollten zur Ehre Gottes in der Höhe beisteuern und die Glocke umgießen lassen, waren so taub, als der freundliche Leser, wenn man ihm zumuthete, er solle dem Kaiser von Utopia zu Ehren den Beutel ziehen.

Da beschloß der Schulmeister, nicht länger leeres Stroh zu dreschen, sondern ging heim, und fing an zu leben wie die Karthäuser, die kein Fleisch essen, und wie die echten Türken, die keinen Wein trinken. Was er aber weniger brauchte, als sonst, legte er für die Glocke zurück. Und als er dreißig Jahre wie ein Türke getrunken, und wie ein Karthäuser gegessen und wie ein Kapuziner Staat gemacht hatte, that er die zerprungene Glocke zu dem Erzgießer und ließ sie für sein Geld umschmelzen und noch ein Drittel größer machen, als sie zuvor gewesen war. Dann wurde er krank und immer kränker, bis er von sich und der ganzen Welt nichts mehr wußte.

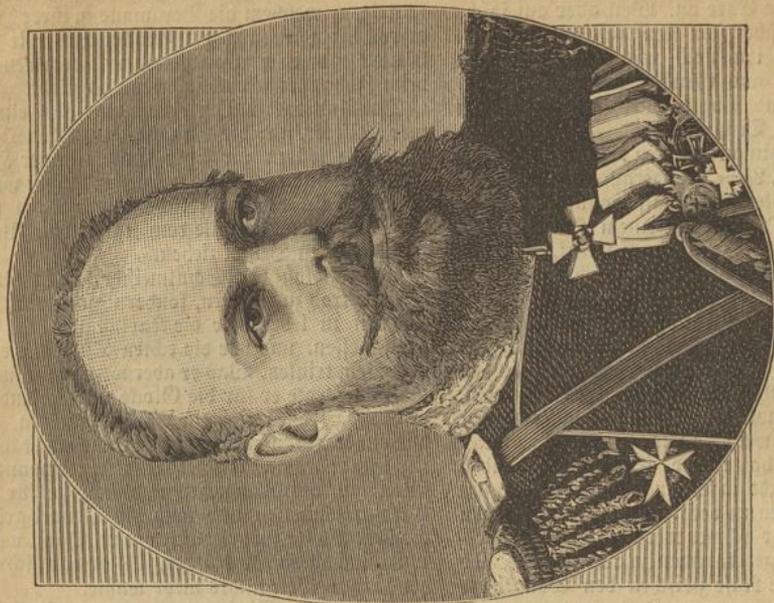
Aber als die Werkleute die neugegossene Glocke in dem Läutthürmlein aufgehängt hatten und damit Abends fertig geworden waren, dachten sie, wir wollen nicht warten bis morgen, sondern heute noch hören, wie sie lautet und was sie spricht, und hoben an zu läuten. Da erwachte der Schulmeister aus seinem tiefen Schlummer, und hörte die Töne, so er dreißig Jahre nicht mehr gehört hatte, und rief: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Und als er das gesagt, entschlief er wieder, und wachte hienieden nicht mehr auf.

Ein theurer Hut. — Zwei Freunde, ein Ingenieur und ein Mehlhändler, verließen eines Abends in etwas angeheitertem Zustande ein Vergnügungsort. Ersterer machte sich den Witz, dem Begleiter den Hut wegzunehmen und an einen Laternenpfahl zu hängen, worauf er dem Mehlhändler bedeutete, seinen Hut dort holen zu können. Dieser ließ ihn jedoch da hängen und am andern Tage war derselbe verschwunden. Aus der Freundschaft wurde nun Feindschaft und da der Ingenieur den Hut nicht bezahlen wollte, klagte der Mehlhändler die Sache ein. Der Prozeß entschied (nach Durchlauf dreier Instanzen) endgiltig daß der Ingenieur den Hut mit M. 950 zu zahlen hat, nebst den Kosten im Betrage von M. 191 20.

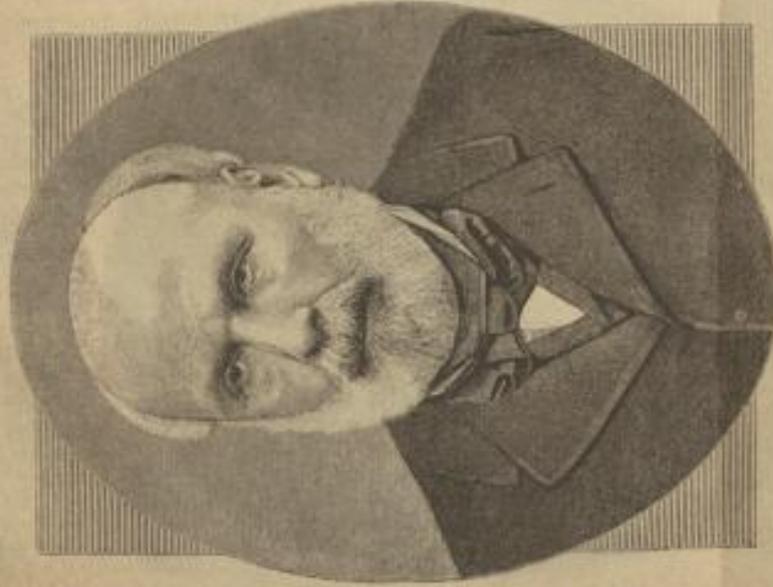
Oberhäupter verschiedener europäischer Staaten.



Wilhelm I,  
König von Preußen seit 2. Januar 1861,  
Kaiser von Deutschland seit 18. Januar 1871.



Alexander III.,  
Kaiser von Rußland seit 13. März 1881.



Jules Grévy,  
Präsident der französischen Republik  
seit 20. Januar 1879.



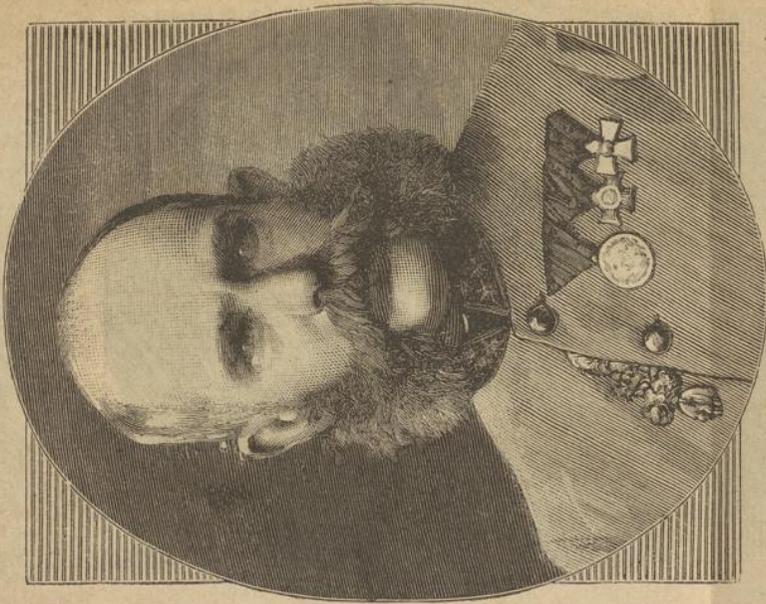
Franz Joseph I.,  
Kaiser von Oesterreich seit 2. September 1848.



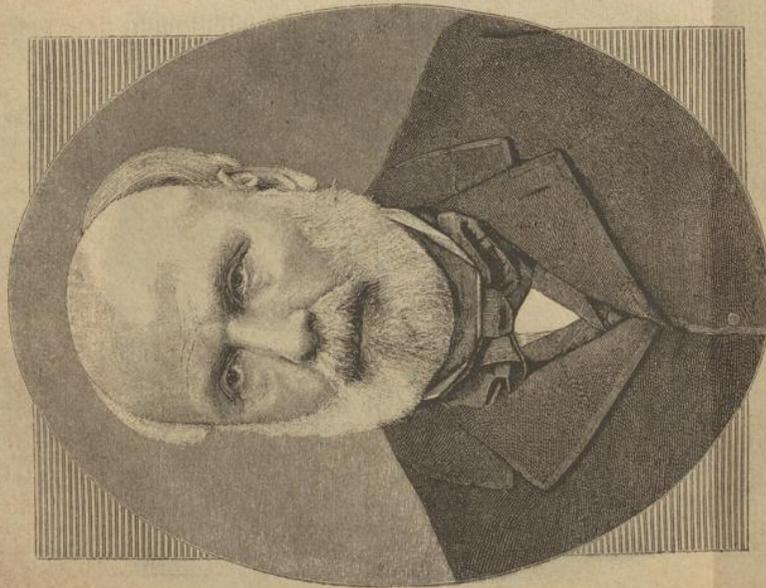
Victoria,  
Königin von England seit 20. Juni 1837.



Maria - Christina,  
(Regente des Königreichs XII.)  
Regentin von Spanien seit Januar 1886.



**Franz Joseph I,**  
Kaiser von Oesterreich seit 2. September 1848.



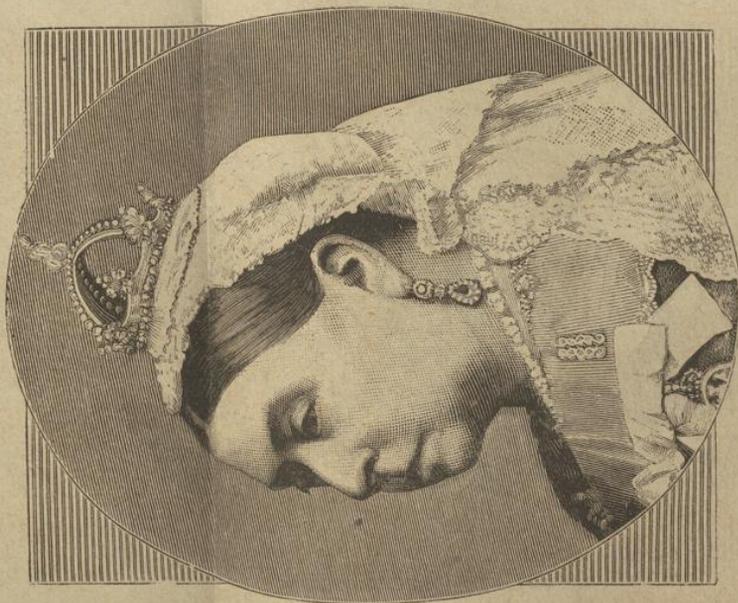
**Jules Grévy,**  
Präsident der Französischen Republik  
seit 30. Januar 1879.

Kaiser von Deutschland seit 18. Januar 1871.

Imper von Deutschland seit 18. Januar 1871.



**Maria = Christina,**  
 (Witwe des Königs Alphons XII.)  
 Regentin von Spanien seit Januar 1886.



**Victoria,**  
 Königin von England seit 20. Juni 1837.



Humbert I.,  
König von Italien seit 9. Januar 1878.



Abdul-Kamib,  
Zürcher Groß-Sultan seit 31. August 1876.



Wilhelm III.,  
König der Niederlande seit 17. März 1849.



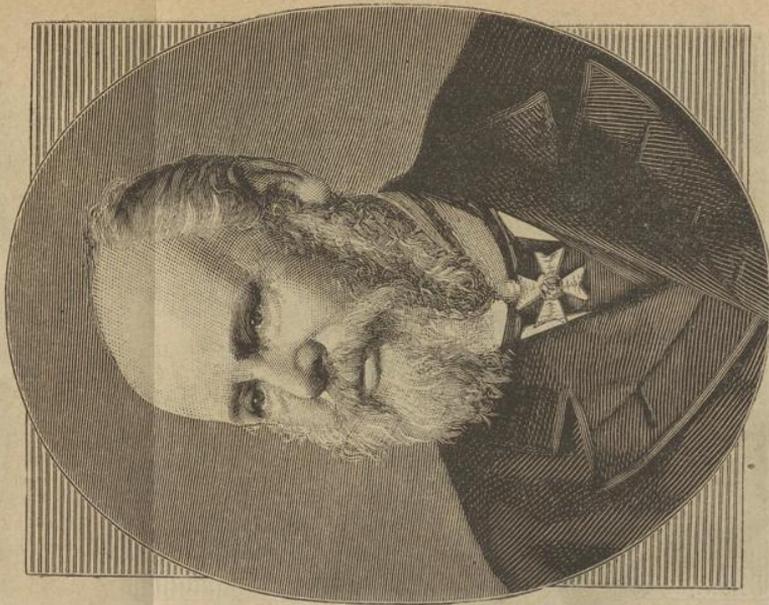
Leopold II.,  
König von Belgien seit 10. Dezember 1835.



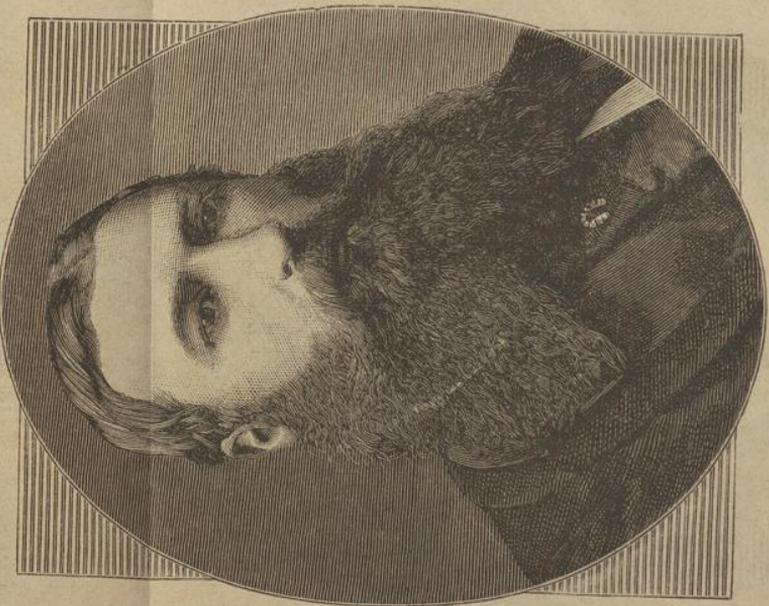
Humbert I.,  
König von Sardinien seit 9. Januar 1878.



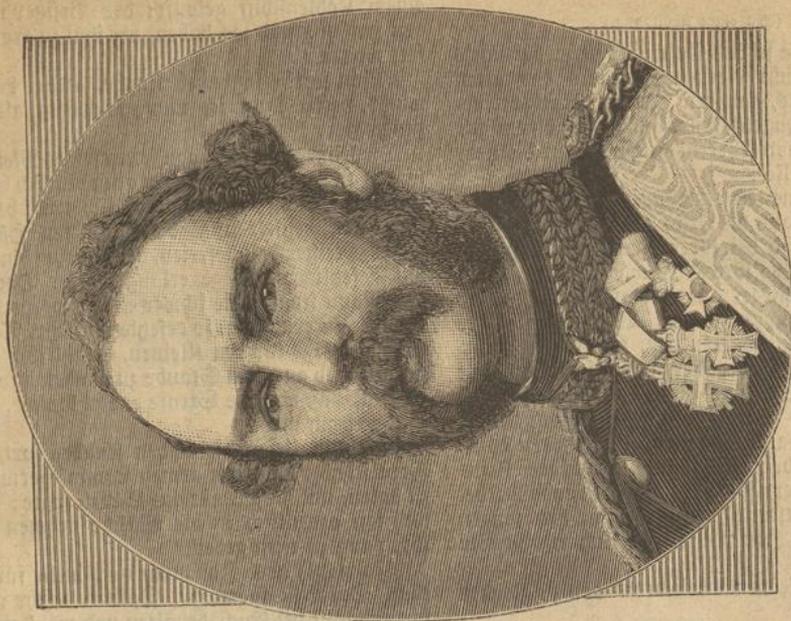
Abdul = Hamid,  
Türkischer Groß-Sultan seit 31. August 1876.



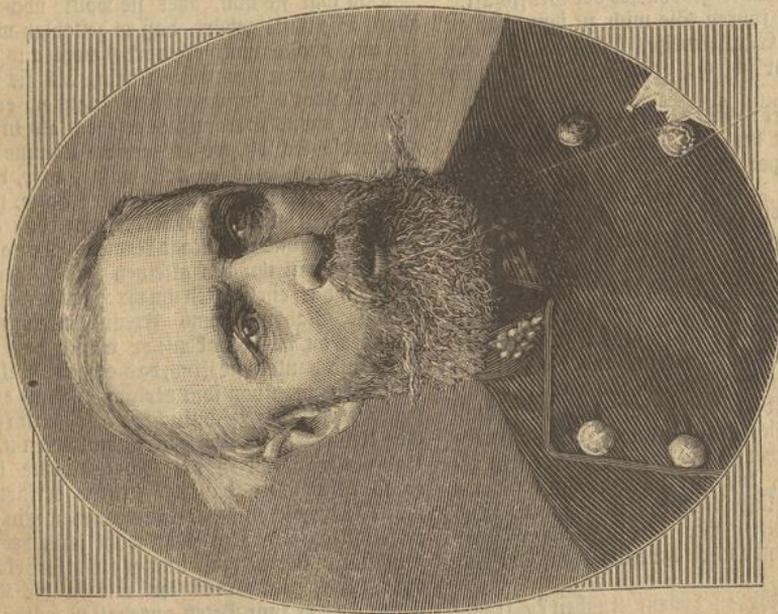
Wilhelm III,  
König der Niederlande seit 17. März 1849.



Leopold II.,  
König von Belgien seit 10. Dezember 1865.



**Christian IX.,**  
König von Dänemark seit 15. November 1863.



**Oscar II.,**  
König von Schweden und Norwegen  
seit 18. September 1872.

## Der gestohlene Knabe.

(Mit einer Abbildung.)

Nachstehende schöne Geschichte ist, er bekennt's offenherzig, nicht eigenes Gewächs des alten Kalendermanns, sondern der in Stuttgart erscheinenden „Zugendsfreude“ entlehnt, einem gar interessanten und lehrreichen Blatte für die liebe Kinderwelt. Also :

Vor einem neuen Landhause in Lincolnshire, in England, stand die Frau des Hausverwalters und beklagte sich bei ihrer Nachbarin, daß jetzt gerade heute, wo ihre Herrschaft komme, auch noch die Kaminfeger daher kommen müssen und alles wieder rußig machen. Während sie ihre Klagen noch laut werden ließ, kamen zwei muntere kräftige Knaben daher, etwa sechs und acht Jahre alt, die Söhne ihres Herrn, dessen Lob die gutmüthige Sarah eben neben ihrem Klage- lied gesungen hatte. Ehe sie aber noch ihren Will- kommsgruß anbringen konnte, eilte der kleine schwarze und zerrissene Kaminfegerknabe herbei und fragte zitternd den größeren der jungen Talbot: „Ist Ihr Vater wirklich ein braver Mann.“

„Gewiß!“ riefen die beiden Knaben zu gleicher Zeit.

„Und er ist Friedensrichter?“

„Ja, und auch Abgeordneter der Grafschaft.“

„Gut, dann führen Sie mich zu ihm, daß er auch mir seine Güte beweise. Mein Meister hat mich immer sehr schlecht behandelt, seit er mich gekauft hat.“

„Dich gekauft?“ riefen alle die es hörten.

„Ja, er hat dem Manne, der mich meiner Mutter stahl, zwei Goldstücke um mich gegeben.“

Allgemeines Mitleid regte sich in den Herzen der Umstehenden, besonders als nun auch der verklagte Meister selbst herbeikam und allerdings nicht sehr freundlich dreinsah. Die beiden Knaben stellten sich muthig vor den kleinen Kaminfeger, so daß der Meister ihn nicht erreichen konnte. In demselben Augenblick trat auch Herr Talbot in die Gruppe herein, und die verschiedenen Stimmen verstummten. Es war ein eigenthümliches Bild, das sich dem Auge darstellte: der magere, bleiche, rußige und zerrissene Knabe vor dem stattlichen, großen, einfach aber fein gekleideten Herrn, der mit mitleidigem Blick auf jenen sah. Endlich sagte der Knabe: „D bitte, mein Herr, helfen Sie mir! Mein Meister schlägt mich immer und läßt mich grausam Hunger leiden!“

„Wie kamt Ihr zu diesem Knaben?“ fragte Hr. Talbot.

Der Meister antwortete: „Ich hab' ihn auf einem Kohlenschiff gekauft; der Besizer wollte den faulen Hund los haben, der ihm zu groß und fett wurde.“

„Nicht fett!“ sagte der Knabe. „Aber daß ich wuchs, dafür kann ich nicht, so wenig als der junge Herr hier.“

Die Mißhandlungen von seiten seines Meisters waren an dem armen Knaben allzu deutlich wahrzunehmen, so daß Hr. Talbot sich wohl berechtigt hielt, denselben alsbald aus den Händen seines Meisters zu befreien, der ihn ohnehin nicht auf gesetzlichem Wege erlangt hatte. Doch da der Mann klagte, wie schwer es ihm werde, seine Familie zu ernähren, so ersetzte ihm Hr. Talbot seine Auslage für den Kleinen, befahl ihm aber, sich alsbald aus dem Staube zu machen und froh zu sein, daß er ohne Strafe davon komme. Das that er denn auch.

Und nun ließen die beiden Knaben fort, von ihren Kleidern für den armen Kaminfegerjungen zu holen, und die gutmüthige Sarah sagte: „Ich will ihn ordentlich in die Wäsche nehmen und ihm dann zu essen geben.“

„Ja wohl; aber Ihr müßt noch mehr für ihn thun, Sarah!“ sagte Hr. Talbot. „Ihr müßt ihn zunächst bei Euch behalten und wohl ziehen, bis wir sehen, was aus ihm zu machen ist.“ —

Das that sie nun, aber sie wollte noch mehr thun. Sie hatte gehört, daß er gestohlen worden sei und dachte nun, er werde wohl aus einem besseren Hause stammen. Allein, als sie ihn in Hrn. Talbot's Zimmer führte, sagte er, er habe noch nie etwas Derartiges gesehen, als in Hrn. Howard's Schloß, wo er auch die Kamine fegen mußte. Alles, was er noch wußte, war, daß er eine liebe schwarzgekleidete Mutter hatte, welche ein kleines Kind auf dem Arme trug, daß er ein weiches Bett und eine Magd Namens Len e gehabt und daß man ihn den „keinen Jakob“ genannt habe. Auch sei ein Garten um ihr Haus gewesen. —

Gute Nahrung und Freundlichkeit thaten Wunder an dem Knaben: er wurde das munterste und dankbarste Kind, das es gab. Willig zu allem, was man von ihm verlangte, zeigte er eine außerordentliche Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen, im Klettern, Schwimmen u. s. w. Und als man ihn in die Schule schickte, lernte er so rasch lesen, daß der Lehrer erlärte, er müsse früher schon unterrichtet worden sein; und er selbst sagte: „Das mag wohl sein, denn die Buchstaben kommen mir immer als alte Bekannte vor“. Auch wenn man ihn mit in die Kirche nahm oder er zum Beten angehalten wurde, be- nahm er sich so, daß man wohl sah, es sei ihm

nichts Neues. Und neben seiner außerordentlichen Lebendigkeit und seinem immer munteren Wesen that er doch alles, was man ihm auftrug, mit aller Pünktlichkeit, und gab sich besonders alle Mühe, ja immer die Wahrheit zu sagen. Seine Hauptpflegerin Sarah nannte ihn, seines heiteren und freundlichen Wesens wegen, gewöhnlich nur den „Schmetterling“.

Etwa ein Jahr nachher kamen die beiden Knaben Talbot's in eine höhere Schule, was unsern kleinen Schmetterling sehr betrübte. Von da an ging auch sein Sinnen und Trachten mehr auf's Lernen als auf's Spielen.

Um ihm eine Freude zu machen und für seinen Fleiß zu belohnen, nahmen ihn Sarah und ihr Mann eines Tages mit nach York. Dort sahen sie eine Zeit lang auch an einer Bude einem Knaben zu, der allerlei Seiltänzer- und Gauklerstücken machte und dafür in seine Mütze manche Pfennigstücke sammelte. Mehrere Male hatte unser kleiner Jakob so vor sich hin gesagt, daß Sarah es hörte: „Das kann ich auch.“ Plötzlich geht er zu dem Besitzer der Bude hin und fragt ihn etwas und verschwindet dann mit ihm hinter dem Vorhang. Sarah meinte, er werde wohl jetzt hervorkommen und auch einige Kunststücke machen. Aber bald tritt er wieder heraus und sagt zu Sarah: „Ich will jetzt heimgehen, ich habe noch viel zu thun.“

Mit Thränen in den Augen nimmt er von Sarah Abschied, die ihn ganz verwundert betrachtet. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie mit ihrem Mann nach Hause kam, dort alles gethan fand, was sie sonst ihrem „Schmetterling“ auftrug, ihn selbst aber nirgends sah. Auch in seinem Kämmerlein, das er bewohnte, war alles in Ordnung; und auf seiner Schiefertafel, die auf dem Tische lag, standen die Worte: „Liebe Freunde, ich gehe fort, um meine Mutter zu suchen.“

Sie konnten's nicht begreifen, aber es war so. Und zugleich erfuhren sie, daß jener Seiltänzer in dem nahen York abgereist sei, und vermutheten nun, der kleine Jakob werde mit ihm fortgezogen sein. Und so war's auch. Die gutmüthige Sarah und ihr Mann hatten nicht bemerkt, daß dem kleinen Schmetterling, bei seiner jetzigen guten Lage, mit der leiblichen Gesundheit und Munterkeit auch die Kraft des Gedächtnisses mehr und mehr gewachsen war, daß ihm bei den glücklichen Familienverhältnissen, die er um sich her sah, auch mehr und mehr der Wunsch gekommen war, seine Mutter wieder zu finden, an die er sich jetzt genauer erinnerte. Es war ihm immer gewisser geworden, daß seine Heimath in

der Nähe des Humberflusses sein müsse; und es tauchte bei ihm die Erinnerung auf, daß er von seiner Heimath weg auf ein Kohlenschiff als Kajütenjunge gekommen sei, daß man ihn dort so hart behandelte, und daß er dann ein Fieber bekommen habe und zu harter Arbeit unfähig geworden sei, worauf ihn der Schiffsbefitzer an den Kaminfeger verkauft hatte.

Der Wunsch, seine Mutter zu suchen, wurde immer mächtiger, aber er wußte auch, daß er dazu Geld haben müsse. Nun sah er auf dem Markte, daß der Seiltänzerknabe ziemlich viel Geld bekam, und glaubte, er dürfe das alles für sich behalten. So beschloß er, um auch Geld zu verdienen, bei dem Bubenbesitzer einzutreten. Da fand er aber bald, daß er ein sehr mühseliges Leben gegen ein glückliches eingetauscht hatte. Und Geld bekam er vorerst keines; sein Meister nahm ihm alles ab, was er ersammelte, und versprach nur, ihm später, wenn er mehr verdiene, einen bestimmten Lohn zu geben. Dabei gab's nur geringe Bissen zum Essen und ein hartes Strohlager zum Schlafen mit einem alten Teppich zur Decke. Und was ihm noch schwerer wurde: die Wanderschaft seines Meisters ging immer weiter fort, und er entfernte sich mehr und mehr aus der Gegend, die er als seine alte Heimath betrachtete. Auch der Knabe, der zuvor schon bei dem Seiltänzer gewesen, behandelte ihn oft sehr schlecht und stahl ihm von seinen Sachen, die er mitgebracht hatte. Immer dringender regte sich der Wunsch in ihm: „D wäre ich doch wieder bei meiner lieben Pflegemutter Sarah und in dem Talbot'schen Hause!“ Aber die Erfüllung dieses Wunsches wollte nicht sobald kommen. Das aber war sein fester Entschluß: „Nimmer will ich etwas thun, das mir Angst machen würde, Hrn. Talbot in's Angesicht zu sehen.“

Mehrere Monate zog Jakob mit seinem neuen Herrn umher; und da er sich sehr anstellig, geschickt und willig zeigte, erhielt er bald einen Theil des Geldes, das er verdiente. Das alles sammelte er sehr vorsichtig und hob es auf, um es später zu benutzen.

Nachdem er schon eine bedeutende Summe beisammen hatte, ging nun die Reise seines Meisters wieder in die Distschaften an dem Humberfluß. Eines Morgens früh, als er seinen Spaziergang machte, sah er auf einem Kanal eine Barke und erfuhr, daß sie in nächster Zeit nach Howden fahren werde. Von dort aus, das wußte Jakob wohl, konnte er leicht nach Lincolnshire gelangen, wo die Besitzung des Hrn. Talbot lag. Da raffte er schnell seine werthvollere Habe zu-

sammen und bestieg ganz unbemerkt das Fahrzeug, welches alsbald abfuhr. In Howden stieg er wieder aus, und wollte von dort das Land durchziehen und sehen, ob er nicht seiner Mutter Garten entdecken könne, der ihm auf's neue ganz frisch vor den Augen seines Geistes stand. Zu diesem Zweck, um überall leicht Eingang zu finden, kaufte er sich einen Vorrath von Drangen, mit welchen er haufieren wollte. Ein Quersack, den er über seine Achsel hängte, enthielt im hintern Theile seine besten Kleider, im vordern seine Drangen.

So zog der junge Wanderer längere Zeit umher, überall meist freundlich aufgenommen, da er sauber und anständig gekleidet, stets rein gewaschen und selbst gegen Jedermann höflich und freundlich war. Desters mußte er sich wieder in eine größere Stadt begeben, um seinen Vorrath an Drangen zu erneuern. Mehrere Wochen waren vergangen, schon zeigte sich der Herbstwind, und unserm Wanderer wollte manchmal der Muth entsinken. Eines Abends kam er nach Grimsby, müde und mit wunden Füßen, weil seine Schuhe nicht mehr im besten Zustande waren und beschloß eine Herberge aufzusuchen und seine Drangen am andern Morgen zu verkaufen und seine Unterfuchungen fortzusetzen.

Eben wollte er eine Orange, die er in der Hand trug, in seinen Quersack schieben, als er eine liebliche Stimme hören hörte: „D bitte, gib doch dieses nette Ding der kleinen Sally!“ Die Stimme kam von einem kleinen Mädchen, wie er auf all' seinen Wanderungen kein Lieblicheres gesehen hatte. Es stand unter der Thüre eines kleinen Häuschens, zu dem es aber, seinem ganzen Außern nach, nicht recht zu passen schien; er meinte, das Mädchen sollte unter dem Thore eines Schlosses stehen. Doch konnte er sich nicht losreißen von ihrem Anblick, obwohl er müde war; und besonders der Name Sally, das heißt Sarah, weckte allerlei Erinnerungen in ihm, die endlich zu dem Entschluß führten, lieber seine vergeblichen Wanderungen aufzugeben und wieder zu seiner mütterlich gesinnten Sarah in Hrn. Talbot's Haus zurück zu kehren.

Da wiederholte plötzlich das Kind seine freundliche Bitte, und unser Jakob eilte zu ihm hin, und gab ihm die Orange, worauf es eiligst davon lief. Jakob suchte nun seine Herberge auf und machte sich am andern Morgen früh an das Geschäft, seinen Vorrath von Drangen zu verkaufen. Es sollte der letzte sein, so war's beschloffen; er wollte zu seinen alten Freunden und Wohlthättern alsbald zurückkehren.

Raum befand er sich auf der Straße, als er

hinter sich eine Stimme rufen hörte: „Mama, das ist der gute Knabe, der ist's!“ Jakob wandte sich um, denn er hatte die Stimme der kleinen Sally wieder erkannt und sah sie nun an der Hand einer vornehm aussehenden Frau, welche rasch auf ihn zukam.

„Ich höre“, sagte sie, mein lieber Knabe, „daß du gestern Abend meiner Kleinen eine Orange geschenkt — nicht verkauft — hast; ich möchte nun noch einige kaufen und auch jene bezahlen.“ „D nein!“ entgegnete Jakob, „diese dürfen Sie mir durchaus nicht bezahlen.“ Mit diesen Worten bot er ihr mehrere Stücke an. Während die Frau einige auswählte, dachte sie, es wäre wohl das einfachste, wenn sie ihm für seine Freundlichkeit ein Frühstück anbieten würde, und sagte daher: „Nun, wir können ja unsern Handel vollends in meinem Hause abmachen; es ist nur wenige Schritte von hier.“

Jakob trug ihr die Drangen, und sie ging ihm voraus in ein schönes ansehnliches Haus, trat dort in die Küche, die hinter dem Besuchzimmer lag und von welcher man in den Garten hinaus sah.

Als der Knabe durch das Fenster blickte, fuhr er zurück und rief aus: „D Gott, wie wird mir zu Muth!“

Die Frau sah, daß er ganz blaß wurde und fragte, ob er unwohl sei. Er gab jedoch eine etwas ausweichende Antwort, weshalb sie noch weiter fragte, wie alt er sei.

„Ja, wenn ich's nur wüßte, verehrte Frau, aber ich weiß es leider nicht.“

„So bist du vielleicht ein vaterloses Kind, fürchte ich?“

„Ich denke wohl, doch Gott allein weiß es! Ich wurde meiner Mutter gestohlen, das ist alles, was ich sagen kann.“

„Gestohlen?“ rief die Frau ganz entsetzt. „Gestohlen? Wann denn? Wo? Sprich, Kind! Weißt du wie du heißt?“

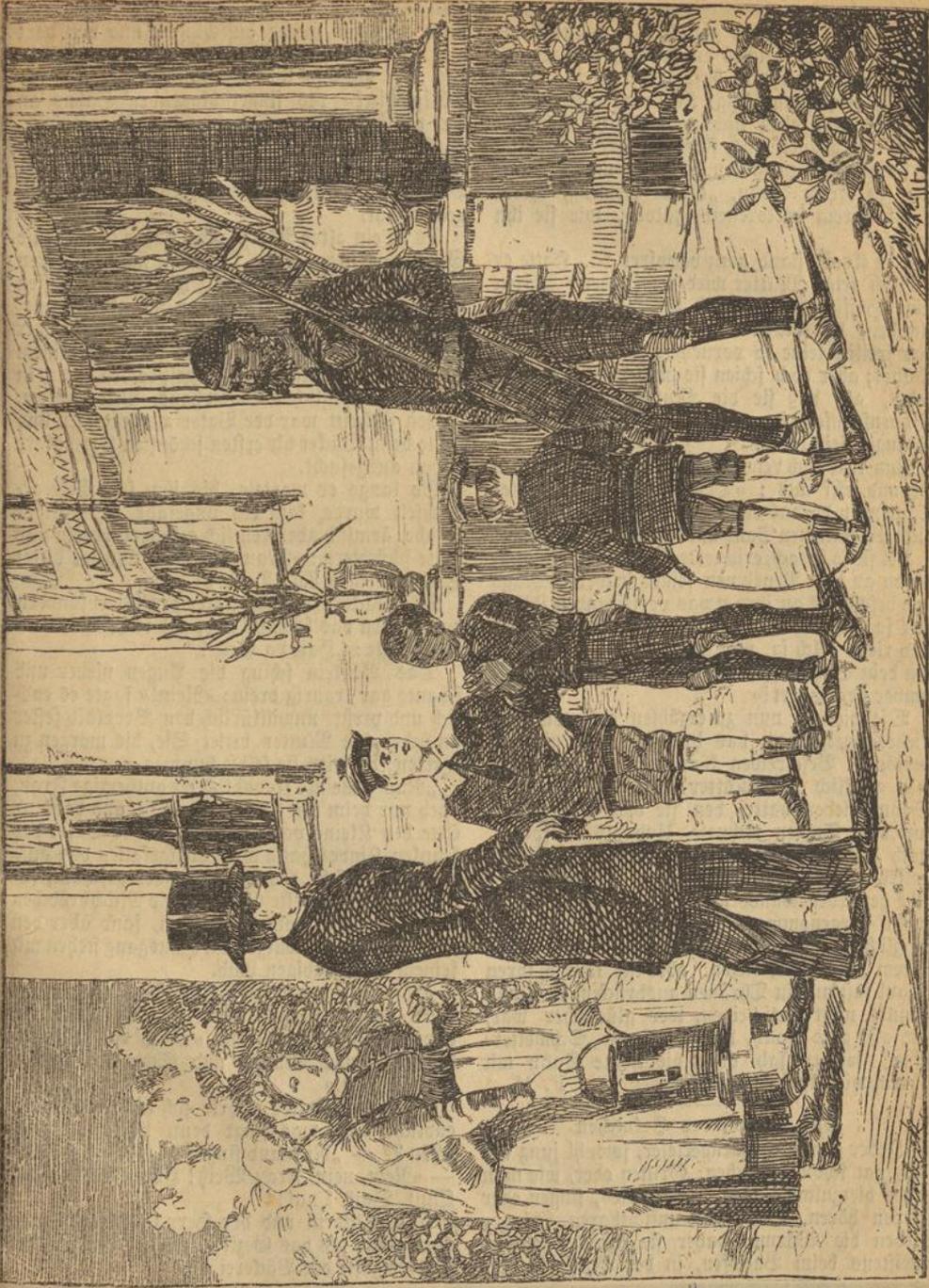
„D nein! Ich wünschte, daß ich es wüßte. Ich weiß nur, daß man mich den „kleinen Jemmy“ nannte.“

Die Frau konnte nicht mehr reden, sie war einer Ohnmacht nahe. Die Magd eilte herbei, unterstützte sie und sagte: „Mein lieber Knabe, sag' doch der Frau alles was du weißt; aber ja nur die Wahrheit!“

„Ich kann sonst nichts mehr sagen, als daß wir eine Magd Namens Vene hatten, und ein kleines Kind und einen Garten, gerade so wie dieser.“

Die Magd rief: „D das ist ja alles so! das war meine Schwester Vene, die jetzt verheirathet

orte: »Wann  
 Jakob wand  
 me der Klein  
 je nun an der  
 Frau, welche  
  
 er Knabe, wof  
 eine Frau  
 oft; ich mied  
 und jene be  
 Jakob, nicht  
 gahlen.« W  
 ere Stücke an  
 öhlte, doch  
 wenn sie ih  
 stfüß anbieten  
 wir können  
 nem Hause ab  
 te von hier.  
 und sie ging  
 es Haus, in  
 Bejuchung  
 den Gar  
  
 der blische, sah  
 t, wie wird m  
  
 erde und fragte,  
 etwas aus  
 noch weiter  
  
 te Frau, aber  
  
 erloßes Kind,  
  
 a weiß es! Ich  
 das ist alles  
  
 entzieht.«  
 ch, Kind! Weiß  
  
 ich es wüßte  
 keinen Jem  
  
 reden, sie w  
 gte eilte herbei  
 in lieber Knabe  
 weigt; aber  
  
 jagen, als das  
 hatten, und er  
 gerade so w  
  
 alles so! das  
 eigt verheiratet



Der gestohlene Knabe.

ist und an deren Haus gestern Abend das kleine Mädchen stand, welches du gesehen und dem du die Orange geschenkt hast. Aber meine Frau wird in Ernst ohnmächtig! Ach! was ist zu thun?"

Sie wurde aber nicht ohnmächtig, sondern brach in Thränen aus, sank auf ihre Kniee und versuchte, Gott zu danken, streckte dann ihre Arme aus, zu ihrem Sohn, „ihrem Liebling, ihrem Trost, ihrem verlorenen Jakob“, wie sie ihn nannte.

Der Knabe stand ganz verwirrt da. Hatte er wirklich seine Mutter wieder gefunden? Waren seine Hoffnungen erfüllt? Er konnte es kaum glauben, die Frau welche er da vor sich sah, war freilich keine so vornehme Dame wie Frau Talbot; aber doch schien sie immer noch zu vornehmen, als daß sie die Mutter eines armen Schornsteinfegerjungen und eines Hausierers mit Drangen sein konnte.

Nun trat auch Lene herein, schaute den Knaben an und rief aus: „Den würde ich ja unter Tausenden heraus erkennen! Und siehst er denn nicht seiner kleinen Sally und seinem Vater gleich?"

Als sie so sprach, erinnerte sich auch Jakob ganz genau an das Benehmen seiner früheren Magd und besonders an ihre etwas vorstehenden Zähne und so warf er sich in die Arme seiner Mutter und rief: „Ach ja, nun sehe ich alles wieder: ich bin dein Sohn! Ich bin nicht umsonst so lange umher gewandert!“

Wie viel es nun zu erzählen gab, wie viele Liebeserweisungen, das brauchen wir nicht zu berichten. Beschreiben können wir's auch nicht, wie glücklich die Mutter war, als sie ihren Sohn wieder hatte, den sie vier Jahre lang unter die Todten rechnete. Und als er später, nach der Rückkehr des Hrn Talbot, mit seiner geliebten Mutter und Schwester nach dem Lande wohlfel vorgekommen, den guten Leuten recht herzlich für die Freundlichkeit zu danken, die sie ihrem Sohne erwiesen, aber sie konnte ihren Dank fast nur in Thränen ausdrücken. Und man konnte nicht entscheiden, wer glücklicher war, die alte gute Sally, daß sie ihren „Schmetterling“ wieder sah oder die kleine Sally mit ihrem wiedergefundenen Bruder. F. M.

#### Das Zirpen der Heimchen.

Jeder geneigte Kalenderleser, sowohl jung als alt, hat schon Heimchen, Grillen oder, wie man auch hierzulande sagt, „Heimisle“, singen oder zirpen hören. Diese fast unsichtbaren Säger lieben die Wärme, daher sie ihren Wohnort meistens beim Backofen, in der Backstube oder

beim warmen Herde aufschlagen und von dort aus ihr eintöniges Kriskriri vernehmen lassen, das aber nicht so laut und lustig klingt, wie das „Gigerigi“ des flügel-schlagenden Hahns an der weltberühmten Straßburger Münsteruhr. Nach diesen einleitenden Worten folgt nun eine kleine, höchst anmuthige Erzählung, welche der Vöte in der „Stuttgarter Jugendfreude“ jüngst gelesen hat.

Es ist ein alter Aberglaube, daß einem Hause Glück bevorstehe, wenn Heimchen sich drin hören lassen. Nun trat eines Morgens ein Herr, dessen Kind eben anfang von schwerer Krankheit zu genesen und das heute zum erstenmal wieder einen Wunsch nach Essen, und zwar nach einem ganz frischen Milchbrot, ausgesprochen hatte, in ein recht behagliches Bäckerhaus. Mit leichtem, frohen Schritt war der Vater ausgegangen und hatte beim Bäcker die ersten schönsten Exemplare davon ausgesucht.

So lange er wartete, bis ihm sein Geld gewechselt wurde, kam ein ungesähr achtjähriger Knabe, ärmlich aber reinlich gekleidet, herein und sagte schüchtern: „Frau Weiß, die Mutter bittet Sie, mir einen Laib Brod zu geben.“

Die Bäckerin wählte unter den Bierpfändern von gestern das schönste aus, gab es dem Knaben und fragte: „Hast du Geld?"

Das Büblein schlug die Augen nieder und schaute gar traurig drein: „Nein!“ sagte es endlich und preßte unwillkürlich den Brodlaib fester an sich: „die Mutter bittet Sie, bis morgen zu warten; da wird sie selbst kommen.“

„Nun“, meinte freundlich die gutherzige Frau, „geh nur heim mit deinem Brod!“ und dankend eilte der Kleine von dannen. — Der Vater des kranken Kindes hatte mit Wohlgefallen das aufgeweckte Gesicht des Brodholenden geschaut, so dann das gewechselte Geld und die Milchbröbchen eingesteckt und wollte fortgehen, fand aber den Knaben wie angewurzelt im Hausgang stehen mit seinem vierpfündigen Laib.

„Na, Fritzel, warum bist du denn noch immer da?“ fragte die Bäckerin, welche unter der offenen Stubenthüre stand. „Mach' daß du heimkommst, deine Mutter und Schwester werden hungrig sein.“

Doch der Knabe rührte sich nicht und fragte endlich: „D, was singt denn dort hinten so schön?“ — „Niemand singt; du träumst wohl!“ — „Nein, nein, Frau Weiß! Hören Sie's nicht: Quik, Quik, Quik!“

Die Bäckerin und der Herr lauschten, hörten aber nichts als das Gezirpe einiger Grillen, der Stammgäste der Bäckerei.

„Ist das so ein kleiner Vogel?“ forschte Frizel, „oder ist's das Brod im Ofen?“

„Ei, du Simplex!“ lachte Frau Weiß; „das sind Heimchen, die zirpen; sie singen vor Freude, weil das Feuer im Ofen just angezündet wird; das haben sie gern.“ — „Sind die Grillen Kririkri?“ fragte gespannt der Knabe und bat, auf die bejahende Antwort hin: „O liebe Frau Weiß, seien Sie doch so gut und schenken Sie mir ein Kririkri!“

„Was willst du denn damit machen?“ erkundigte sich der wohlwollende Herr und setzte hinzu: „Darin fehlt's nicht in diesem Hause!“ — Und nochmals siehete der Knabe: „O Frau Weiß, geben Sie mir eins, nur ein einziges!“ Dabei faltete er die magern Hänlein und hob sie bittend empor mit den Worten: „Man sagt, die Heimchen bringen einem Hause Glück; wenn drum in unserm Hause eins wäre, würde lieb Mütterchen nicht mehr so traurig sein und so viel weinen!“ — Mitleidig sah der Herr auf den Knaben und die Bäckerin, welche sich mit der weißen Schürze ihre thranenenden Augen trocknete, und fragte voll inniger Theilnahme: „Warum weint denn deine Mutter so viel, liebes Kind?“ — „Wegen der Rechnungen, guter Herr, die sie nicht bezahlen kann,“ klagte der Kleine. „Mein Vater ist gestorben, und die Mutter und die Schwester nähern nun Tag und Nacht, aber es will nicht ausreichen!“ —

Die Bäckerin bat ihren Mann, dem armen Frizel einige Heimchen zu fangen, holte ein Schächtelchen mit Löchern, setzte die Kririkri sorgfältig hinein, gab's dem Bublein, und dieses eilte froh und vergnügt heimwärts.

„Wo wohnt die Mutter dieses braven Knaben, Frau Weiß?“ fragte theilnehmend der gute Herr. Würden Sie ihr gefälligst zuschicken, was ich bei mir habe?“

„O mit Freuden!“ erwiderte die Bäckerin, während sie über die lange Rechnung eines Blattes einen dicken Strich zog und darunter ein „fertig“ geschrieben hatte.

Die Börse des wohlthätigen Herrn war an diesem Tage voll gewesen, aber fröhlich schüttelte er den ganzen Inhalt in ein Säckchen, das die weichgestimmte Frau Weiß ihm darbot. Die quittirte Rechnung und das versiegelte Geld ward darauf einem der Bäckerjungen gegeben, daß er's in die Wohnung der Wittve trage. Weil dieser aber längere und flinkere Beine hatte als das schwache hungrige Kind, war er schon aus der ärmlichen Stube wieder fort, als der glückselige Kleine mit seinem Brod und den Heimchen eintrat. Jubelnd eilte er auf die Mutter zu und

rief: „Mutter, Mutter, nun kommt das Glück, ich habe Kririkri!“ Und der Mutter Auge glänzte vor Freuden nicht nur an diesem Tage; denn jener gute Herr nahm sich der bebürftigen Familie an, verhalf Mutter und Schwester zu Arbeit und Brod und zu den Mitteln, daß Frizel ein Handwerk lernen könne. Er kam eben in das Haus der bekannten gutmüthigen Bäckerleute; und als er groß geworden, zirpten der Heimchen viele in seinem Hause.

## Zwei elssässische Volksagen.

### I. Die Dame von Rothenberg.

Auf der Straße von Masmünster nach Belfort liegt das beträchtliche Dorf Rothenberg, Rougemont, das, nebst dem dazu gehörigen Weiler St. Niklaus, etwa 1050 Einwohner hat. Ehemals war es der Sitz der Herrschaft gleichen Namens, welche noch über Leval, Kleinbrunn, Romagny und St. Germain gebet. Auf dem nahen Bergäpfel liegen einige Mauerstücke und ein runder Thurm, die einzigen Ueberreste des Schlosses Rothenberg. Die Menschenwerke sind zerfallen, aber das jeden Frühling neu erblühende Reich der Natur, bietet die herrlichsten Genüsse dar. Die Aussicht reicht südlich weit hinaus bis über Delle und an die Schweizer Grenze; der Marktflecken und Kantonort Dammertkirch (Dannemarie), die Städte Altkirch und Belfort liegen deutlich vor uns, und östlich erhebt sich Mülhausen, von dessen Betriebsamkeit die dampfenden Schlotte zeugen, welche wie hohe Säulen in die Luft ragen; hinter Mülhausen zeigt sich der Rheinstrom, an den die waldbumkränzten Höhen des Schwarzwaldes sich lehnen.

Der Berghirt, welcher seine Ziegen und Kinder auf diese lieblichen Weideplätze treibt, erzählt uns gerne die Sage von der weißen Dame von Rothenberg, die von Zeit zu Zeit im Abendlichte, wenn drunten im Thale die Betglocken läuten, oder im Mondscheine, wenn Wald und Ebene schlummern, dem einsamen Wanderer erscheint. Ein Mägdelein, welches sich beim Reifigsuchen auf dem Berge verspätigt hatte, sah sie einst in langem, weißem Gewande, mit wallenden Haaren, auf einem Felsstücke sitzen und weinen. Sie winkte dem zagenen Kinde, das, von keinem bösen Gewissen geängstigt, in der Eile ein inbrünstiges Gebet sprach, und, obgleich klopfenden Herzens, sich der unbekanntenen Gestalt näherte. „Fürchte dich nicht, liebes Kind,“ sagte sie, „ich war einst ein Mensch wie du und freute mich des Lebens; allein durch Vergehungen und Sünden mancher Art bin ich Gottes gerechtem Strafge-

richt anheimgefallen und kann keine Ruhe finden. Du allein kannst mich retten, denn ich sehe, meine Erscheinung flößt dir keine Furcht ein; bist du muthig bis an's Ende, so bin ich auf ewig befreit und reiche Schätze sollen dir zu Theil werden. Komm' morgen zur selben Zeit wieder; ich werde dir zwar in Gestalt eines schrecklichen Drachen erscheinen, doch fasse Muth, ertrage den Anblick und nimm aus dem feuerspeienden Rachen den Schlüssel, der dir zu dem Schätze und mir zur stillen Grabesruhe verhelfen wird, aber hüte dich wohl ein Wort zu sprechen, sonst bin ich abermals verloren."

Das Mädchen versprach wieder zu kommen und inzwischen für das Seelenheil der Unglücklichen zu beten.

Der Abend des morgenden Tages erschien und das Mädchen machte sich auf zum Schloße. Als die letzte Glocke im Thale verstummt war und die Sterne bereits ihren Silberglanz auf die Waldung gossen, rauschte es plötzlich im Gebüsch und ein ungeheurer, feuerschnaubender Drache stürzte hervor. Bei seinem Anblick erschrock das arme Kind so heftig, daß es mit lautem Schrei benutzlos zu Boden fiel und noch in selbiger Nacht starb. Eine klagende Stimme rief: "Ach, nun bin ich wieder für hundert Jahre gebannt!" August Stöber.

## II. Die verlorene Stadt.

Zwischen den unterelsässischen Dörfern Nathweiler und Volksberg liegt eine Berggegend, zum Theil von Haide oder Sumpflägen bedeckt; Erdwälle und Steinhaufen, die Trümmer einer weitgebehnten Mauer, ziehen sich um dieselbe her; an manchen Orten hallt es hohl und dumpf, wenn Pferde über die Haide traben; oft auch soll der Boden gewichen und Rinder sollen in die tiefen unterirdischen Höhlen gesunken sein. Am Rande des Thales liegen die Trümmer einer Kapelle, die man in der Umgegend Heidenkirchelein nennt; weiter südlich erhebt sich der steinerne Mannsberg mit den Ueberresten römischer Bildwerke. Eine schauerliche Sage der Bewohner knüpft sich an diese verlassenene Stelle.

Wo die Niedgräfer aus dem dunkeln Erdboden hervorwuchern, wo, über dem Becken des Sumpfes, die Wasserjungfer ihre einsamen Kreise zieht, stand vor Zeiten eine prächtige, weitberühmte Stadt, deren Ursprung sich im tiefsten Alterthume verlor. Weithin ragten die Zinnen und Mauern ihrer gewaltigen Thürme; ihre Straßen und Marktplätze waren vom regsten Gewerbsfleiß belebt und die reichsten Kauf-

leute der anrenzenden Länder zogen mit ihren schwerbeladenen Saumrossen durch ihre Pforten; in der Nähe der Stadt prangten reiche Fruchtselber und blühende Wälder. Kurzum, diese Gegend war in der damaligen elsässischen Wüste einer gesegneten Dase zu vergleichen.

Gleichzeitig mit den Aposteln Maternus, Eucharis und Valerius waren römische Söldlinge im Elsaß angelangt, deren einziges Streben dahin ging, die segensreichen Saaten, welche jene in frommem Glaubenseifer ausgefreut hatten, aus dem Herzen des Volkes zu tilgen und die Herrschaft der alten Götzen aufrecht zu erhalten. Was der Liebe der Erstern gelungen war, zerstörten Diese mit dem Schwerte und es kam zu jenen blutigen Kriegen, von denen uns die Geschichtsbücher eine so ausführliche Beschreibung geben.

Das Licht des Christenthums war auch, Dant der unablässigen Bemühung jener heiligen Männer, in der obenerwähnten alten Stadt aufgegangen und das Volk hatte ihm, nach langem Widerstreben, seine Blinde abgewandt und schien von seiner ewigen Wahrheit durchdrungen. Denn an der Stelle der Götzenbilder und Römertempel erhoben sich, nach kurzer Frist, Kirchen und Kapellen; wo die lieblosen heidnischen Priester einst ihre Opfermesser gewetzt hatten, standen die gottgesandten Lehrer am Taufsteine und predigten Worte der Wahrheit und des ewigen Lebens. Von dieser Zeit an schienen die Felder dreifach zu tragen, die Bäume schöner zu blühen und die Menschen ein glücklicheres Leben zu führen. Aber siehe, da war ein reicher, gewaltiger Mann im Lande, dessen Herz sich den Lehren des Christenthums nicht geöffnet hatte; er stand mit dem Kaiser Diocletian, dem eifrigsten Feinde der Christenheit, im Verkehre und die Pforte seines Hauses war allen Widersachern der göttlichen Lehre offen. Er zeugte auf den Märkten und Plätzen gegen den Heiland und seine Jünger, ließ die Apostel steinigen und von dannen treiben und warf sein Gold mit vollen Händen unter das Volk, das, vom Glanze verblindet, den neuen Glauben wieder fahren ließ und zu den alten Göttern zurückkehrte. Die Kreuzesankeln von den Thürmen, das Bild des Erlösers lag im Staube und die Kirchen und Kapellen wurden abermals den Götzen des Heidenthums geweiht. Des reichen Mannes Herz war deshalb voll großer Freude und sein einziges und unablässiges Streben war darauf abgesehen, der neuen Lehre solche Schranken zu setzen, daß sie nie wieder eindringen könne. Er wußte zu diesem Ende ein schriftliches Gebot vom römischen Kai-

ser auszuwirken, worin es allen Abtrünnigen des alten Glaubens unterjagt war, sich je wieder im Lande blicken zu lassen; widrigenfalls sollten sie gesteinigt, an's Kreuz geschlagen oder der Rache des Böbels preisgegeben werden. Und dabei blieb's, bis der Himmel seinem Thun ein Ziel setzte.

Als der reiche Mann an einem schwülen Sommertage auf seinen Besichtigungen lustwandelte, erblickte er in der Ferne ein kleines, der heiligen Mutter geweihtes Kapellchen, das der Wuth der Zerstörer entgangen war. Sogleich befahl er seinen Knechten, das Kirchlein niederzureißen und an dessen Statt einen Heidentempel zu erbauen. Er selber wagte es, gegen das Muttergottesbild, welches über dem Altar thronte, zu speien. Aber in diesem Augenblicke schwang der längst-erzürnte Himmel seine Jornturthe über dem hohnlachenden Sünder. Ein Blitzstrahl zuckte aus den Wolken, der Donner rollte, die Erde klaste weit auf und die Stadt versank vor den Blicken des reichen Mannes, der von unsäglichem Grausen gepackt, zu Stein erstarrte!

Das ist der steinerne Mannsberg, der seit mehr als tausend Jahren auf das halb zertrümmerte Kirchlein niederblicken und den Stürmen und Gewittern sein ergrautes Antlitz preisgeben muß. Es ist eine wilde, fluchbeladene Gegend. Aber rings umher drängt ein gesegnet Gelände mit Wiesen und Wäldern, schmucken Dörfern und friedlichen, beglückten Menschen. Der Morgenwind, unter dessen Hauche sich die Haidegräser zur Erde beugen, trägt die frommen Glockentöne zu den blauen Bergen hinüber und überall herrscht Leben und Freude!

Fr. Otte (Georg Zetter).

### Wohl bekomm's!

Wie männiglich bekannt, braucht man zum guten mürben Gebäck, von welchem vorhin die Rede gewesen, außer dem Simmelmehl, auch Eier, Butter und Milch. Bei dem uns nun bekannten, wackern Bäckermeister hatte es aber mit der Milch während mehrerer Tage seine besondere Bewandniß. Die zwölf bis fünfzehn Maaz, welche er allnächtlich verbrauchte, konnten doch, wenn die schneeweisse Flüssigkeit den ganzen Tag lang ruhig in den großen Häfen stand, recht viel Rahm oder Sahne, oder auch, wie man im Elsaß sagt, „Raum“ ziehen, daß die Frau Meisterin sich's wohl manchmal erlauben durfte davon abzuheben, um ein gutes „Raumsuppele“ oder eine schmachaftige Butterauce zu machen. Dies wäre schon „unbschröue“ hingegangen; allein daß der „Hänsel“, ein erst neulich eingestandener junger Knecht, sich das Abheben

des Rahms auch erlaubte, um sich damit ein gutes, frisches und süßes Maul zu machen, das ging über's Bohnenlieb und die Bäckerleute konnten's nicht ungeahndet vorübergehen lassen, weswegen der Hänsel scharf beobachtet und zur Rede gestellt wurde.

Allein der Rahmlüsterne leugnete vom dünnen Boden weg und schob die Schuld auf die Katzen und, ganz besonders, auf die vielen Ratten und Mäuse, welche drunten in dem alten gar schmutzigen und unheimlichen „Ulmergraben“ ihr Sommer- und Winterquartier aufgeschlagen hatten und von dort ihre Streifzüge in die Häuser unternehmen. Der pffiffige Meister stellte sich, als schenke er dieser Ausrede Glauben, berathschlagte jedoch mit seiner Frau wegen eines kleinen Mittels um dem Schlich auf den Grund zu kommen. Wir werden gleich hören, daß dieses Mittelchen sich als probat erwiesen.

Im Laufe der nächstfolgenden Nacht wird's dem Hänsel plötzlich sterbensweh; ein kalter Angstschweiß überzieht, trotz der warmen Backstube, seinen ganzen Körper, und einmal um's andere muß er, „was gisch de, was hesch de“, vom Teigkneten weglassen, hinaus in den kleinen finstern Hof. Er meinte steif und fest, sein letztes Stündlein habe geschlagen und er müsse das Testament machen.

„Ich weiß de Schinder nit“, was heut Nacht mit dem Hänsel ist!“ verwunderte sich der Schiefer, „der rennt ja allgebott 'naus wie wenn er laxirt hätte! Hört nur, Meister, wie der arme Kerl sich draußen wieder so erbärmlich explizirt und abplagt! Man meint ja gerade, man müsse ihm helfen! Was mag er nur haben?“

„Was der Hänsel hat“, rief lachend der Meister, „na, keine Krankheit zum Sterben! Den Rahm hat er wieder geschluckt von der Milch, und meine Frau hatte ein Pülverlein, ein schönes weißes, darauf gezettelt, das ihr der Apotheker als ein tüchtiges aber ungefährliches Brechmittel angerathen. Ich wollte drauf wetten, daß fünfzigmal unsere Milch nicht mehr so mager sein wird. Die Katzen und Ratten und Mäuse wagen sich gewiß nicht mehr an die Häfen!“

Und in der That hatte der verschleckte Hänsel genug bekommen. Er ließ von nun an die Milch ungeschoren, oder vielmehr unabgerahmt, denn das weiße Apothekerpülverle hatte ihm gewaltigen Respekt eingejagt, weil's eben nichts angenehmes ist um das gezwungene „Ulrichrufen“.

### Die verhezte Bratwurst.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts war in einem Dorfe des „Kochersbergs“, den Namen will der

Vote für sich behalten, — ein in seinem Amte recht tüchtiger Schulmeister, vor welchem Schüler und Schülerinnen gewaltigen Respekt hatten und dennoch gern, seinem Unterrichte beiwohnten, denn trotz seines Ernst's ließ er's zuweilen auch an heiterem Scherz nicht fehlen, wenn er gut gelaunt war, und das gefiel den Kindern wohl.

In den meisten Familien des Dorfes war der Jugenderzieher ein willkommenes und gern gesehener Gast, besonders bei Hochzeit- und Kind-schenk-Essen durfte der im Transchiren der Quallen und Schinken sehr geschickte Präceptor niemals am gut besetzten Tische fehlen, und es war eine Freude, ihn so rasch und sicher han-tiren zu sehen. Er machte dann gewöhnlich scher-zend die Bemerkung: „Eine Bratwurst ist doch besser und leichter zu zerschneiden als Schin-ken und Quallen.“

Aber was geschah? Wieder war einmal unser wackerer Lehrer zu einem Kindtauschmaus ein-geladen worden, bei dem gar appetitliche Brat-würste figurirten, welche die Schwiegermutter der Wöchnerin, eine durchtriebene, pfliffige Frau, eigenhändig fabrizirt hatte. Als nun der dienst-fertige Gast sich anschickte, die zuoberst auf der Platte liegende Wurst in gleiche Theile zu zer-schneiden, wollte das scharfe Messer durchaus seinen Dienst nicht versehen. Vergebens mühet und schindet er sich ab, daß der Angischweiß dem Geplagten fast von der Stirne triefte. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu!“ ruft er end-lich ganz verblüfft: „Die Wurst ist verhext!“

„Ganz und gar nicht, Herr Schulmeister,“ meint lachend die schlaue Fabrikantin, ich hab' nur einen eisernen Draht durchgezogen! Diß isch b'ganz Hexerei!“

### Die hauptsächlichsten Weltbegebenheiten im verfloffenen Jahre.

(Anfangs August 1885 bis Mitte September 1886).

Unsern diesjährigen Bericht beginnen wir mit Deutschland. Hier haben wir nur mitzutheilen, daß in Sachen der Branntweinbesteuerung und des Branntweinmonopols der lebhaften Oppo-sition sämmtlicher Parteien des deutschen Reichs-tags, mit Ausnahme der Conservativen, gegen-über nichts zu Stande gekommen ist; dagegen ist ein neuer, großer Schritt zur Aufhebung der so-genannten Kulturkampfgesetze vom Mai 1874 ge-schehen, und das Deutsche Reich hat sich auf den Fuß der herzlichsten Höflichkeit mit dem heiligen Stuhle gesetzt, wie auch die Absendung eines päpstlichen Vertreters zu der Jubelfeier der protestantischen Universität Heidelberg im Groß-herzogthum Baden beweist.

Am 10. September 1886 kam der bald 90 Jahre alte Kaiser Wilhelm zum vierten Male seit 1871 in's Elsaß, wo er von der ganzen Be-völkerung mit Begeisterung empfangen ward. Am 11. September hielt er auf dem Polygon bei Straßburg eine Heerschau über 37 000 Mann Truppen aller Waffengattungen ab; es hatten sich aber auch zu dieser Parade 15 000 elsässische Landwehrmänner, Reservisten und Mitglieder der Kriegervereine eingefunden. Am 19. reiste der Kaiser nach Baden-Baden um dort einige Zeit zu verweilen. Am 20. begab sich der Kron-prinz, mit seinem Sohn, dem Prinzen Wilhelm und andere Fürstlichkeiten, nach Mex.

Deutschland wurde in Folge seiner neuen kolonialen Erwerbungen mit Spanien in Streitigkeiten über den Besitz der kleinen Insel-

gruppe der Carolinen verwickelt. Da schon lange von der Annexion dieser Inseln gesprochen wurde, hatte ein preussischer Schiffslieutenant von der Corvette „Albatros“ die deutsche Fahne auf einer der Carolineninseln aufgepflanzt. Die Nachricht von dieser That rief in Spanien die heftigste Entrüstung hervor, weil letzteres das Eigenthum über die fragliche Inselgruppe zu be-sitzen glaubte. Das deutsche Gesandtschaftshotel in Madrid sollte vom Pöbel gestürmt werden und die deutsche Fahne, sowie das deutsche Wappen wurden von dem Gebäude herabgerissen und verbrannt. Deutschland bot den Spaniern an, die Rechtsfrage dem — heiligen Vater zur Ent-scheidung vorzulegen, und in der That entschied Leo XIII. zu Gunsten Spaniens, erklärte aber, man solle Deutschland die Niederlassung und den Bau von Faktoreien auf den Carolinen ge-statten. Bei all diesen Vorgängen hatte sich König Alfons überaus taktvoll und besonnen benommen. Er litt schon lange an der Auszeh-rung. Dieser Krankheit erlag er am 25. No-vember 1885 und zog am folgenden Tage den hochbetagten Marschall Serrano nach sich in's Grab. Die verwittwete Königin Christine, eine junge österreichische Erzherzogin, mußte nun die Zügel der Regierung ergreifen, sie genas im Mai 1886 eines Infanten, welcher sogleich zum wirklichen König, freilich unter der Regentschaft seiner Mutter, ausgerufen wurde.

Am 19. September 1885 wurde die Welt mit einem Telegramm aus dem Orient überrascht wonach ein Lehnsträger des Sultans, der 1878

